

**IVO HAJNAL**

**Troia aus sprachwissenschaftlicher Sicht  
Die Struktur einer Argumentation**

**INNSBRUCK 2003**

Gedruckt mit Unterstützung der Abteilung Kultur  
im Amt der Tiroler Landesregierung



ISBN 3-85124-691-8

2003

**INNSBRUCKER BEITRÄGE ZUR SPRACHWISSENSCHAFT**

Herausgeber: Prof. Dr. Wolfgang Meid

Institut für Sprachen und Literaturen der Universität Innsbruck

Abteilung Sprachwissenschaft

Textverarbeitung und Herstellung der Druckvorlage durch den Autor

Druck: Amulett '98, Budapest

Bestell- und Auslieferungsadresse:

A-6020 Innsbruck, Elisabethstraße 11

Telefon und Telefax: (+43-512) 56 19 45

## Vorbemerkung

Die jüngste Forschungsoffensive um Troia hat Aufsehen erregt. Namhafte Experten vertreten – auch in Handbüchern und populärwissenschaftlichen Darstellungen – die Ansicht, Homers Troia sei mit Schliemanns Grabungsort am Hisarlik identisch; ferner seien Schauplätze sowie Akteure des troianischen Kriegs nunmehr eindeutig auf bronzezeitlichen Quellen identifiziert. Ihr Fazit: Ein Krieg um Troia im Sinne der griechischen Epen ist historische Realität.

So gerne man diese Aussagen uneingeschränkt unterstreichen wollte – letzte Zweifel bleiben! Diese Zweifel liegen in der Natur der Sache: Der „Fall Troia“ lässt sich nur durch eine komplexe interdisziplinäre Beweisführung lösen. Eine Beweisführung, die sich auf die Ergebnisse von Alter Geschichte, Archäologie, Philologie und Sprachwissenschaft stützt und diese Resultate zu einem kohärenten Gesamtbild vereinigt. Dieses Verfahren setzt dreierlei voraus: Erstens eine profunde Kenntnis aller wissenschaftlichen Einzeldisziplinen, die an der Beweisführung beteiligt sind. Zweitens die Transparenz und Unvoreingenommenheit bei der Verwertung der aus den beteiligten Einzeldisziplinen gewonnenen Resultate. Drittens die kritische Überprüfung des Gesamtbilds aus Sicht der beteiligten Einzeldisziplinen.

Zumindest aus Sicht der Sprachwissenschaft besteht hier Nachholbedarf: Wie und in welchem Masse die einzelnen sprachwissenschaftlichen Argumente zur Lösung des „Troia-Rätsels“ beitragen, ist nicht analysiert. Ferner steht eine sprachwissenschaftliche Prüfung der Beweisführung aus.

Mit dieser Schrift verfolge ich zwei Absichten: Ich versuche erstens, die Struktur der Beweisführung um Troia hinsichtlich der sprachwissenschaftlichen Argumente transparent zu machen. Und zweitens, diese sprachwissenschaftlichen Argumente auf ihre Schlüssigkeit zu prüfen. Aus diesem Grunde stellt diese Schrift keine umfassende Darstellung der Troia-Problematik dar. Sie beschränkt sich im ersten Teil darauf, die auf sprachwissenschaftlichen Argumenten beruhenden Aussagen zu hinterfragen und allenfalls Alternativen darzustellen. Der zweite Teil behandelt

eingehender einen einzelnen sprachwissenschaftlichen Problemkreis, der von der Diskussion um Troia erfasst ist: die Frage nach dem Alter des Hexameters. Konsequenterweise verweisen beide Teile den Leser mehrheitlich auf aktuelle Literatur und erheben nicht den Anspruch, die bisherige Forschungsgeschichte in ihrem vollen Umfang zu referieren.

Die im ersten wie im zweiten Teil präsentierte Darstellung ist partiell und in kürzerer Form in den von Christoph Ulf herausgegebenen Band „Der neue Streit um Troia. Eine Bilanz“ (München 2003) eingeflossen. Ferner diente sie als Grundlage eines Vortrags, den ich im Oktober 2002 am Institut für Sprachwissenschaft der Universität Bern hielt. Ich danke allen Beteiligten für wertvolle Anregungen.

Es soll nicht verschwiegen werden, dass manche meiner Resultate nicht in die Euphorie um Troia einstimmen. Eine Durchsicht der Argumente zeigt: zumindest aus Sicht der Sprachwissenschaft ist der troianische Krieg als historisches Ereignis nicht gesichert, Homer als historische Quelle nicht rehabilitiert.

Innsbruck, im September 2003

# Inhaltsverzeichnis

Vorbemerkung	5
Inhaltsverzeichnis	7
Teil 1: Rolle und Beurteilung der sprachwissenschaftlichen Argumente in der Troia-Debatte	9
§ 1: Die Hintergründe einer Debatte	11
§ 2: Gesamtstruktur der Argumentation	16
§ 3: Die Rolle der Sprachwissenschaft in der Troia-Debatte	19
§ 4: Frühgriechisch-anatolische Namensentsprechungen?	23
§ 5: Homerisch "Ιλιος" und hethitisch <i>Uluša</i>	29
§ 6: Homerisch <i>Troíη</i> und hethitisch <i>Taruiša</i>	32
§ 7: Homerisch 'Αχαιοί und hethitisch <i>Abbiyaña</i>	35
§ 8: Homerisch "Ιλιος", <i>Troíη</i> , 'Αχαιοί – ein Fazit	42
§ 9: Die homerische Formel und ihr Alter	45
§ 10: Eine luwische „Wilusiade“ als Vorbild für das Epos?	48
§ 11: Die Ilias – archaisierend oder historisch authentisch?	54

Teil 2: Hexameter und Formelsprache in der Troia-Debatte	61
§ 12: Die Hexameterfrage	63
§ 13: Argumente zu Gunsten eines vormykenischen Hexameters	65
§ 14: Die Annahme eines vormykenischen Hexameters aus Sicht der Versgeschichte	70
§ 15: Die Annahme eines vormykenischen Hexameters aus sprachwissenschaftlicher Sicht	80
§ 16: Die Annahme eines vormykenischen Hexameters aus literaturgeschichtlicher Sicht	90
§ 17: Die Annahme eines vormykenischen Hexameters – Zwischenbilanz	91
§ 18: Der Hexameter – eine funktionale Annäherung	93
§ 19: Fazit zur Hexameterfrage	99
Anhang	101
Literaturverzeichnis	103
Sachindex	115
Stellenindex	116
Karte	117

## **Teil 1:**

**Rolle und Beurteilung  
der sprachwissenschaftlichen Argumente  
in der Troia-Debatte**



1

## § 1: Die Hintergründe einer Debatte

§ 1.1: Seit einiger Zeit ist Troia – zumindest in der deutschsprachigen Altertumswissenschaft – wieder in aller Munde. Den Stein des Anstoßes bildete vordergründig die umfassende Troia-Ausstellung „Troia. Traum und Wirklichkeit“, die im März 2001 in Stuttgart eröffnet wurde und zuletzt bis Frühjahr 2002 in Bonn gastierte. In deren Rahmen präsentierte die Ausstellungsmacher rund um den Archäologen Manfred Korfmann eine modellhafte Rekonstruktion der Stadt Troia, die auf heftige Kritik stiess<sup>1</sup>. Von Seiten prominenter Althistoriker und Archäologen wurden hierbei Vorwürfe laut, besagte Rekonstruktion sei in Wirklichkeit eine Fiktion, überzeichne die Bedeutung Troias und damit des Grabungsbefunds und führe in die Irre<sup>2</sup>.

Der Disput über Korfmanns Troia-Rekonstruktion füllte monatelang die Wissenschaftsbeilagen und Feuilletons der deutschen Presse<sup>3</sup>. Er wäre kaum so virulent ausgefallen, wenn es nur um die Interpretation eines archäologischen Befunds gegangen wäre: um die Frage nämlich, welche Grösse und wirtschaftliche Bedeutung der bronzezeitlichen Stadt Troia

---

<sup>1</sup> In der angelsächsischen Welt hat die jüngste Troia-Kontroverse weniger hohe Wellen geworfen. Das Thema aufgegriffen hat R. Boyes in seinem Artikel „Is this truly Homer's Troy?“ (in: „The Times“ vom 17.8.2001).

<sup>2</sup> Hier sei nur auf die Äusserungen des Tübinger Althistorikers Frank Kolb anlässlich eines Interviews in der Berliner Morgenpost vom 17. Juli 2001 verwiesen: „.... das Modell täuscht Grabungsbefunde vor, die zumindest höchst zweifelhaft sind. Es gibt keine Hinweise auf eine großflächige geschlossene Bebauung außerhalb der Zitadelle – das Modell zeigt fälschlich solide Häuser und eine Mauer um eine «Unterstadt»“. Ferner: „In Korfmanns Plan des «homerischen» Troia VI sind Gebäude eingetragen, die späteren Epochen angehören. Die Unterstadt von Troia VI scheint, den Grabungsbefunden nach, nur aus verstreuten Holz-Lehmgebäuden und vielen Freiflächen bestanden zu haben. Das Modell ist eine Fiktion: Traum, nicht Rekonstruktion.“

<sup>3</sup> Eine Übersicht der in der deutschen Presse erschienenen Artikel und damit des Verlaufs der Kontroverse vermittelt die Website „<http://www.uni-tuebingen.de/troia/deu/pressereview.html>“.

zuzusprechen sei. Rasch jedoch wurde deutlich, dass am Fall Troia ein grundlegender Methodenstreit entbrannt war.

§ 1.2: Der Methodenstreit spielt vor folgendem Hintergrund: Seit den Ausgrabungen Heinrich Schliemanns haben Vertreter unterschiedlicher Altertumswissenschaften das Thema „Troia“ aus ihrer Warte beleuchtet. Der voranschreitende Kenntnisstand liess die Herausforderung aufkommen, die Resultate der wissenschaftlichen Einzeldisziplinen zu einem interdisziplinär erarbeiteten Netzwerk von Argumenten zu vereinigen<sup>4</sup>. Diese Herausforderung ist in jüngster Zeit nochmals erheblich gewachsen; und zwar auf Grund neuer Impulse, die sich in den letzten 20 Jahren auf folgenden Feldern ergeben haben:

- Erstens auf archäologischem Feld durch die Grabungsergebnisse von Manfred Korfmann. Ich verweise hier nur auf die 1993 erfolgte Entdeckung des Grabens, der eine Untersiedlung begrenzt. Ferner auf den Fund einer Toranlage besagter Untersiedlung im Jahre 1995. Damit scheint klar, dass Troia über eine Unterstadt verfügt haben muss – und damit weitaus grösser war, als vor Beginn von Korfmanns Grabungen angenommen<sup>5</sup>.
- Zweitens auf althistorischem Feld durch eine präzisere Rekonstruktion der geographischen Verhältnisse Kleinasiens zur Bronzezeit (wozu in § 3.3).
- Drittens auf philologischem Feld durch den Vorschlag, in einer keilschriftluwischen Liedzeile das Zeugnis einer epichoren Troia-Geschichte zu erkennen und für die griechische Epentradition um Troia eine kleinasiatische Vorlage oder Parallele anzunehmen (wozu in § 10.1).

Diese Impulse haben zuletzt den Basler Alphilologen und Homer-Experten Joachim Latacz auf den Plan gerufen. In einer vielbeachteten Monographie<sup>6</sup> hat er aktuelle Erkenntnisse aus Archäologie, alter Ge-

---

<sup>4</sup> S. etwa die Arbeit von Huxley 1960.

<sup>5</sup> Eine Zusammenfassung der archäologischen Funde liefert Latacz 2001, 36ff.

<sup>6</sup> S. Latacz 2001.

schichte, griechischer Philologie und Sprachwissenschaft zu einer beeindruckenden Gesamtschau vereinigt. Bereits der Titel „Troia und Homer. Der Weg zur Lösung eines alten Rätsels“ ist Programm: Latacz strebt den Nachweis an, dass ein Krieg um Troia in der Bronzezeit stattgefunden hat. Nach Latacz bedient sich Homers Ilias also einer historischen Kulisse. Um die letzten Zeilen von Lataczs Monographie zu zitieren: „Die frühere Ungewissheit schwindet, und die Lösung scheint näher denn je zu liegen. Es würde nicht verwundern, wenn das Resultat bereits in naher Zukunft lauten würde: Homer ist ernst zu nehmen.“<sup>7</sup>

Wie ernst ist Homer wirklich zu nehmen? Genau hier – und nicht bei Korfmanns Rekonstruktion anlässlich der oben erwähnten Troia-Ausstellung – setzt im Grunde die Debatte an. Oder abstrakter formuliert: Bei der Frage, wie viel Zurückhaltung bei der Erstellung interdisziplinärer Theoriegebäude geboten ist. Der Methodenstreit dreht sich folglich um den korrekten Umgang mit einzelwissenschaftlichen Ergebnissen. Oder um die Frage, ob im Falle von Troia die Zeit für einen „universalhistorischen Pragmatismus“, wie ihn J. Latacz bereits ein Jahrzehnt vor seiner Monographie postuliert hat<sup>8</sup>, endgültig gekommen ist.

§ 1.3: Dieser Beitrag setzt hier an. Also bei der Diskussion um die Begründung eines Argumentationsgebäudes, das auf folgende, dreiteilige These zielt:

- Erstens: Gegen Ende der Bronzezeit hat ein griechisch-troianischer Konflikt stattgefunden.
- Zweitens: Die historische Erinnerung an diesen Konflikt und an die heldenhaften Taten der Protagonisten wird in der griechischen Epentradition verarbeitet.
- Drittens: Über den Weg der Epentradition gelangt der „Troia-Stoff“ schliesslich zum Iliasdichter, der ihn als Rahmenhandlung verwendet.

---

<sup>7</sup> Zitat aus Latacz 2001, 342.

<sup>8</sup> So in Latacz 1988, 389ff. Vgl. zum Begriff des „Pragmatismus“ ferner Anm. 21.

det<sup>9</sup>: als Rahmenhandlung einer Erzählung, in deren Zentrum der zwischenmenschliche Konflikt zwischen den beiden griechischen Heerführern Agamemnon und Achilleus steht.

Joachim Latacz ist inzwischen nicht der einzige Vertreter dieser These. Sie sei deshalb im weiteren ohne namentlichen Verweis auf ihre Verfechter und in Anlehnung an § 1.2 als „universalhistorisch-pragmatische“ These bezeichnet. An entscheidenden Orten der Theoriebildung setzen die Vertreter dieser universalhistorisch-pragmatischen These auf sprachwissenschaftliche Argumente. Eine systematische Untersuchung zur Rolle und Schlüssigkeit dieser Argumente ist bisher unterblieben. Es scheint vielmehr so, als ob die Sprachwissenschaft auf eigenem Terrain die Initiative abgegeben hat.

Im ersten Teil dieser Schrift möchte ich dieses Versäumnis zumindest ansatzweise nachholen. Und zwar in folgenden Schritten:

- § 2 vermittelt einen Überblick über die Struktur und Stossrichtung der Argumentation.
- § 3 zeigt auf, an welchen Orten der Troia-Debatte die sprachwissenschaftliche Argumentation einsetzt und welche Bedeutung sie für das universalhistorisch-pragmatische Theoriegebäude besitzt.
- § 4 befasst sich – in Vorbereitung von §§ 5 bis 7 – mit der grundsätzlichen Problematik von frühgriechisch-anatolischen Namensentsprechungen und der Methode zur Sicherung solcher Entsprechungen.

---

<sup>9</sup> Dass der Krieg um Troia in Homers Ilias nur die Kulisse abgibt und Homer deshalb auf eine ältere griechische „Troia-Geschichte“ zurückgreift, betont zu Recht Latacz 1988, 388f. Es steht im folgenden also ausser Frage, dass es eine vorhomerische (Epen)dichtung um Troia gegeben haben muss. So steht einzig zur Diskussion, ob die Erzähltradition um Troia ihre Wurzeln in (spät)mykenischer Epoche hat (so die universalhistorisch-pragmatische These) oder erst in postmykenischer Zeit (den „Dunklen Jahrhunderten“) aufkommt.

- § 5 behandelt die Gleichung „homerisch *Iλιος* ~ hethitisch *Uluša*“<sup>10</sup>.
- § 6 behandelt die Gleichung „homerisch *Tροίη* ~ hethitisch *Taruša*“.
- § 7 behandelt die Verknüpfung „homerisch *Ἀχαϊοί* ~ hethitisch *Abbiyaña*“.
- § 8 zieht ein vorläufiges Fazit zur Bewertung der Namensentsprechungen.
- § 9 schneidet (im Vorgriff zum zweiten Teil beziehungsweise §§ 12ff.) die Frage nach dem Alter der epischen Formelsprache sowie des Hexameters an.
- § 10 bewertet die These, eine luwische „Wilusiade“ (eine anatolische Erzählung um Troia) habe die Vorlage für die homerische Ilias abgegeben.
- § 11 zieht ein Fazit zur Rolle der Sprachwissenschaft in der gegenwärtigen Troia-Debatte.

Der zweite Teil dieser Schrift behandelt ab § 12 – getrennt von der Gesamtdarstellung des ersten Teils – ein für die universalhistorisch-pragmatische These zentrales sprachwissenschaftliches Argument: die epische Formelsprache und ihr Versmass. Da Herkunft und Alter des Hexameters bis heute kontrovers beurteilt werden, hätte eine Diskussion den kompakten Rahmen der Darstellung im ersten Teil gesprengt. Somit scheint es mir sinnvoll, alle Fragen um Formelsprache und Hexameter in einem zweiten Teil ausführlich zu behandeln und im ersten Teil nur eine pauschale Begründung zu liefern. Die Resultate sollen ein sprachwissen-

<sup>10</sup> Eine terminologische Vorbemerkung: Der Begriff der toponomastischen „Gleichung“ setzt voraus, dass die beiden verglichenen Toponyme – bis auf wenige formale Differenzen (etwa eine unterschiedliche Suffigierung) – identisch sind. Der Begriff der toponomastischen „Verknüpfung“ wird dann verwendet, wenn die verglichenen Namenselemente verschiedene grammatische Funktion haben. Eine Verknüpfung liegt also im Fall von „hom. *Ἀχαϊοί* ~ heth. *Abbiyaña*“ vor, da *Ἀχαϊοί* als Ethnikon, *Abbiyaña* hingegen als Toponym fungiert. Der Begriff der „Entsprechung“ dient als Oberbegriff von „Gleichung“ wie „Verknüpfung“.

schaftliches Urteil über die aus universalhistorisch-pragmatischer Richtung vertretene These erlauben, wonach ein troianischer Krieg historische Realität sei.

## § 2: Gesamtstruktur der Argumentation

§ 2.1: Zu Beginn der Diskussion ist es nützlich, die Struktur und Stossrichtung der universalhistorisch-pragmatischen Argumentation zu verdeutlichen. Grafik 1 auf Seite 17 orientiert sich an der Monographie von Latacz 2001 und ermöglicht eine einfache Orientierung:

- Sie macht erstens transparent, aus welchen wissenschaftlichen Einzeldisziplinen die im Rahmen der Troia-Debatte vorgebrachten Einzelargumente stammen.
- Zweitens führt sie den Beitrag der Einzelargumente für die übergeordneten Argumente vor Augen.
- Drittens zeigt sie auf, wie die übergeordneten Argumente auf den Nachweis zusteuern, wonach sich der archäologische, althistorische, philologische und sprachwissenschaftliche Befund mit den literarischen Zeugnissen – dem griechischen Epos – zu einem schlüssigen Gesamtbild vereinen lassen.

§ 2.2: Die auf Seite 17 abgebildete analytische Grafik ist wie folgt gestaltet:

- Im viereckigen Rahmen: Einzelargument, d.h. Forschungsergebnis aus einer beteiligten Einzelwissenschaft sowie die für das übergeordnete Hauptargument relevante Folgerung (eingeleitet durch „→“).
- Im runden Rahmen und in Kapitälchen: übergeordnetes Argument, d.h. aus den Einzelargumenten resultierendes Argument.

Grafik 1: Struktur der universalhistorisch-pragmatischen Argumentation

Fund von Stadtgraben/-tor und der Unterstadt → Troia VI/ VIIa hat Grösse/Struktur einer Residenzstadt

Keramik, Kult- und Bestattungsbräuche → Troia zeigt typisch anatol. Charakteristika

1: ARCHÄOLOGISCHES  
TROIA IST REGIONALES  
ZENTRUM UND  
HANDELSPLATZ

Fund eines hluw. Bronzesiegels → Troia verfügt  
über palatales Verwaltungssystem

Hluw. und heth. Neufunde ermöglichen neue  
Lokalisierungen → Heth. *Uluša/ Taruša*  
liegt in der Troas und ist deshalb mit dem  
archäologischen Troia gleichzusetzen

2: ARCHÄOLOGISCHES  
TROIA (= HETH. *Uluša/*  
*Taruša*) IST HISTORISCHER  
SCHAUPLATZ

Homeriche Formelsprache enthält  
(vor)mykenische Relikte → Epische Verstechnik  
und Hexameter sind bronzezeitlich

Homeriche Epos lehnt sich an luwische  
Phraseologie an → Eine luwische „Wilusiade“  
dient als Vorbild für die Ilias

Geographie des hom. Schiffskatalogs wird  
durch myk. Neufunde aus Theben bestätigt  
→ Epos vermittelt authentische Angaben

3: EPOS VERARBEITET  
BRONZEZEITLICHES  
WISSEN RUND UM DEN  
SCHAUPLATZ TROIA

3A: EPENDICHTUNG  
GEHT AUF DAS 2. JAHRT.  
V.CHR. ZURÜCK

Phonologische Anklänge → Griech.  
Toponym *Iλατος* = heth. *Uluša*, *Tpañ* =  
*Taruša*

4: SCHAUPLATZ DER ILIAS  
IST DIREKT MIT HETH.  
*Uluša/Taruša* IDENTISCH

Heth. Korrespondenz nennt Konflikt mit  
*Abylausa* → heth. *Abylaqa* = hom. *Agyoi*

5: DIE ILIAS SPIELT VOR  
HISTORISCHER KULISSE. EIN  
TROIANISCHER KRIEG HAT  
STATTGEFUNDEN

Zur Erläuterung der übergeordneten Argumente in Grafik 1, ihrer Bedeutung und Reihung sei folgendes ergänzt:

- Zu Argument 1 („Archäologisches Troia ist regionales Zentrum und Handelsplatz“): Das erste Argument spricht der Grabungsstätte Troia VI/VIIa (dem archäologischen Troia) eine ökonomische Bedeutung und politische Funktion zu, die es zum Gegenstand fremder Einflussnahme (etwa eines mykenischen Übernahmeversuchs) prädestinieren. Archäologische Befunde (darunter ein mit luwischen Hieroglyphen beschriftetes Rollsiegel<sup>11</sup>) zeigen, dass die „Handelsstadt Troia“ kulturell im anatolischen Kontext verankert ist.
- Zu Argument 2: („Archäologisches Troia [= heth. *Uluša/Taruiša*] ist historischer Schauplatz“): Das zweite Argument erweist die Identität des archäologischen Troia mit den auf hethitischen Texten erwähnten Lokalitäten *Uluša* beziehungsweise *Taruiša*. Es macht das bronzezeitliche Troia zur historischen, auf zeitgenössischen Quellen fassbaren Grösse und zum Gegenstand politischer Interessenskonflikte.
- Zu Argument 3 („Epos verarbeitet bronzezeitliches Wissen rund um den Schauplatz Troia“): Das dritte Argument stellt sicher, dass zumindest potentiell authentisches Wissen über die Bronzezeit, Anatolien sowie über Troia (bzw. heth. *Uluša/Taruiša*) als politische und ökonomische Grösse ins griechische Epos einfließen konnte.
- Zu Argument 4 („Schauplatz der Ilias ist mit heth. *Uluša/Taruiša* identisch“): Das vierte Argument bestätigt, dass tatsächlich authentische Kenntnisse über das bronzezeitliche Troia VI/VIIa ins griechische Epos eingeflossen sind. Dabei nimmt Homers Troia auf die in hethitischen Quellen genannte Lokalität *Uluša/Taruiša* Bezug.
- Zu Argument 5 („Die Ilias spielt vor historischer Kulisse. Ein troianischer Krieg hat stattgefunden“): Das fünfte Argument spitzt die Aussagen der beiden vorangegangenen Argumente zu. Im Rahmen von authentischen Kenntnissen über die Bronzezeit und über Troia

---

<sup>11</sup> S. die Publikation bei Hawkins-Easton 1996.

= VI/VIIa behandelt das Epos einen historischen griechisch-anatolischen Konflikt: den troianischen Krieg.

Diese analytische Übersicht macht transparent, wie die fünfteilige Argumentationsreihe auf folgenden zentralen Nachweis zusteht: Die Kulisse der homerischen Epen ist kein literarisches (Re)konstrukt, sondern real und historisch fassbar.

### § 3: Die Rolle der Sprachwissenschaft in der Troia-Debatte

§ 3.1: Welche präzise Rolle nimmt die Sprachwissenschaft innerhalb der universalhistorisch-pragmatischen Argumentation ein? In der analytischen Grafik von § 2.1 sind die aus der Sprachwissenschaft bezogenen Argumente durch den grauen Hintergrund hervorgehoben. Sie setzen massgeblich an drei Stellen der Beweisführung ein:

- Erstens bei der Frage nach dem Alter des griechischen Epos: Das Epos kann nur als Gefäß eines historischen Berichts um Troia gedient haben, wenn es im 13. Jahrhundert v.Chr. eine mündliche Sängertradition gegeben hat. Hierfür ist erstens der Nachweis nötig, dass gewisse homerische Formeln ihren Ursprung tief im zweiten vorchristlichen Jahrtausend haben. Zweitens der Nachweis, dass der epische Hexameter bereits den Sängern der Bronzezeit zur Verfügung stand<sup>12</sup>. Die Existenz eines bronzezeitlichen Epos der Griechen wird zusätzlich gesichert, wenn sich innerhalb der homerischen Formelsprache Anlehnungen an epichorische, bronzezeitliche Dichtung nachweisen lassen: also etwa Anlehnungen an eine anatolisch-luwische Dichtungstradition um Troia.
- Zweitens bei der Beurteilung der toponomastischen Gleichungen: Der Nachweis, dass die von Homer verwendeten Toponyme den auf hethitischen Quellen bezeugten Toponymen des zweiten Jahrtau-

<sup>12</sup> S. Latacz 2001, 314: „Wenn aber dieses Medium der Hexameterdichtung ... bereits mykenisch war und die >Dunklen Jahrhunderte< überdauerte, dann können Geschichten, die in mykenischer Zeit erdacht wurden und in mykenischer Zeit in dieses Medium hineingelangten, durchaus über den Zeitraum zwischen 1200 und 800 v.Chr. weitergegeben worden sein.“

sends entsprechen, fordert direkt dazu auf, den Schauplatz der Ilias – „Ιλιος beziehungsweise Τροίη – mit der auf hethitischen Quellen genannten Lokalität *Uluša* beziehungsweise *Taruiša* gleichzusetzen“<sup>13</sup>. Die Konsequenz dieser Gleichungen: Die Handlung der Ilias spielt sich an einem historischen Schauplatz ab – am Grabungsort beim Hisarlik<sup>14</sup>.

- Drittens bei der Beurteilung des Ethnikons *Aχαιοί* als Eigenbezeichnung der Griechen vor Troia und dessen Verknüpfung mit dem Toponym *Abhīyaya*: Das Land *Abhīyaya* ist aus hethitischen Quellen als Machtfaktor und Unruheherd im bronzezeitlichen Kleinasien bekannt. Lässt sich eine Lokalisierung von *Abhīyaya* ausserhalb Kleinasiens sichern, so liegt eine Gleichsetzung mit einem festland-mykenischen Reich nahe – womit die Wahrscheinlichkeit für die Historizität eines troianischen Kriegs erheblich wächst.

§ 3.2: Wichtig, aber nicht ausschlaggebend ist die sprachwissenschaftliche Argumentation an der ersten Stelle der Beweisführung: bei der Frage nach dem Alter des griechischen Epos. Setzen wir den Hexameter und die Genese der homerischen Dichtersprache erst in nachmykenischer Zeit an, so lässt sich kein Medium nachweisen, das authentisches bronzezeitliches Wissen (etwa die Kenntnis um einen griechisch-troianischen Konflikt) ins erste Jahrtausend transportiert hätte. Das Alter des Hexameters wie der homerischen Formelsprache entscheidet also darüber, ob ein historischer Troia-Bericht – allenfalls beeinflusst durch ein epichorisches Vorbild – im zweiten Jahrtausend literarisch verarbeitet sowie ins

---

<sup>13</sup> In den Worten von Latacz 2001, 118: „Wer vor der Identifikation von (W)Ilios mit Wilusa nach dem Grad des Realitätsgehaltes der in der Ilias erzählten Geschehnisse fragte, hatte in der Tat das Manko, daß er noch nicht einmal den festen Boden der erwiesenen Geschichtlichkeit des Handlungs-orts unter den Füßen hatte. Jetzt kann er von einem Fixpunkt ausgehen: Der Ort, der in der Ilias als Schauplatz fungiert, ist historisch.“

<sup>14</sup> S. Latacz 2001, 116: „Homers Ilias hat zunächst im *Kernpunkt* der Geschichte ihre von vielen behauptete Romanhaftigkeit verloren: Ilios = Wilios ist kein Produkt griechischer Phantasie, sondern ein realer historischer Ort. Dieser Ort befand sich eben an der Stelle, an der er bei Homer erscheint.“

erste Jahrtausend transportiert werden konnte. Allerdings ist der für den Fortgang der Argumentation wichtige Nachweis, dass das Epos bronzezeitliches Wissen vermittelt, nicht exklusiv von der frühen Existenz eines Hexameters beziehungsweise einer Formeltechnik abhängt. Denn dieser Nachweis lässt sich gemäß unserer Grafik auch anders erbringen: durch die frisch publizierten Linear B-Tafeln aus Theben, welche die im homerischen Schiffskatalog gezeichnete Geographie Boiotiens als historisch erweisen (s. Näheres in § 11.3).

§ 3.3: Im Gegensatz zur Frage des Alters von Hexameter und Formelsprache stellt die Beurteilung der onomastischen Entsprechungen an der zweiten Stelle der Beweisführung eine unverzichtbare Stütze dar. Wie in § 1.2 angedeutet, haben neuerschlossene anatolische Quellen im letzten Jahrzehnt zu einer relativ verlässlichen Rekonstruktion der westanatolischen Geographie geführt (s. hierzu die Karte auf Seite 117). Einerseits ermöglicht die hethitische Bronzetafel aus Boğazköy<sup>15</sup> sowie die hieroglyphenluwische Inschrift aus Yalburt<sup>16</sup> eine genaue Festlegung der geographischen Verhältnisse im Südwesten Kleinasiens (präziser: in den antiken Landschaften Pamphylien, Lykien, Karien). Für den Nordwesten komplettiert die durch David Hawkins vorgenommene Neulesung der hieroglyphenluwischen Inschrift auf dem Relief von Karabel – an der Verbindungsstrasse zwischen Ephesos im Cayster-Tal und dem Hermos-Tal – das Bild<sup>17</sup>. Damit ist die Landkarte Westanatoliens heute mehrheitlich gefüllt. Nach dem Ausschlussverfahren drängt sich für die Lokalisierung der Landschaft *Uluša* nunmehr die Troas auf<sup>18</sup>.

Dies bedeutet: Unterstützen wir die Gleichung „heth. *Uluša* ~ hom. „Ιλιος“ sowie in zweiter Linie die Gleichung „hom. *Troin* ~ heth. *Ta-*

---

<sup>15</sup> Edition bei Otten 1988.

<sup>16</sup> Vgl. zur hluw. Inschrift von Yalburt Poetto 1993 (zur Toponymie besonders S. 75ff.) sowie zusammenfassend Hawkins 1995, 49ff.

<sup>17</sup> S. Hawkins 1998.

<sup>18</sup> Vgl. für Einzelheiten der geographischen Rekonstruktion Starke 1997, 448ff. sowie Hawkins 1998, 21ff. bzw. zusammenfassend 1999. Eine – allerdings kritische – Wertung aller Argumente zur Lokalisierung von *Uluša* nimmt Heinhold-Krahmer 2003 vor.

*ruša*", rückt der Schauplatz der Ilias geographisch zumindest in nächste Nähe zum archäologisch bezeugten Troia der Epoche VI/VIIa – also derjenigen Periode zwischen 1250 und 1150 v.Chr., die chronologisch am ehesten für einen mykenisch-kleinasiatischen Konflikt in Frage kommt<sup>19</sup>. Lehnen wir diese Gleichungen ab, endet die Argumentation an diesem Punkt. Der Faden von Homer zu *Uluša/Taruiša* beziehungsweise zu Troia VI/VIIa reisst ab.

§ 3.4: Die an der dritten Stelle der Beweisführung auftretende Frage, ob das auf hethitischen Texten genannte Toponym *Aḥbiyaaya* auf die Ἀχαιοί, die bronzezeitlichen (mykenischen) Griechen, referiert, entscheidet exklusiv über die Historizität eines troianischen Kriegs. Bejahen wir diese onomastische Entsprechung, so tauchen die Griechen als historische Akteure in nächster Nähe von Troia auf. Lehnen wir sie ab, so kann der Schauplatz der Ilias zwar ein historischer sein. Das von Homer vorausgesetzte Kriegsergebnis lässt sich dann aber nicht durch aussergriechische Quellen als historisch stützen.

§ 3.5: Damit können wir die Rolle der sprachwissenschaftlichen Argumentation im universalhistorisch-pragmatischen Theoriegebäude in der Reihenfolge der Bedeutung wie folgt festlegen:

- Die onomastischen Entsprechungen sind für den Fortgang der Argumentation jeweils elementar. Und zwar sowohl die Gleichungen „hom. Ιλιος/Τροιη ~ heth. Uluša/Taruiša“ wie auch die Verknüpfung „hom. Αχαιοι ~ heth. Aḥbiyaaya“.
- Die Frage nach dem Alter der homerischen Verstechnik beziehungsweise des Hexameters ist nicht zentral. Denn sie steuert nur ein zusätzliches Argument zum Nachweis bei, dass das griechische Epos authentische bronzezeitliche Inhalte verarbeitet. Ebenso verhält es sich mit der Hypothese, der Troilstoff der griechischen Epenrichtung stütze sich auf ein anatolisches Vorbild (also auf eine luwische „Wilusiade“).

---

<sup>19</sup> S. Latacz 2001, 26.

Wie fundiert sind die sprachwissenschaftlichen Argumente, die das universalhistorisch-pragmatische Theoriegebäude stützen? Im folgenden gebe ich eine Übersicht zum Stand der Diskussion. Hierbei beginne ich bei den an der jeweiligen Stelle der Argumentation zentralen onomastischen Entsprechungen (in §§ 4 bis 8). An zweiter Stelle folgen die weniger zentralen Fragen nach dem Alter des Hexameters und der homerischen Formelsprache sowie nach einem allfälligen epichorischen Vorbild für die griechische Troiageschichte (in §§ 9 bis 10 sowie im zweiten Teil ab § 12).

#### § 4: Frühgriechisch-anatolische Namensentsprechungen?

§ 4.1: Für den Nachweis, dass der von Homer geschilderte Konflikt um Troia bronzezeitliche Realität ist, muss die Einheit der Lokalitäten sichergestellt werden. Das heisst: Der im Epos als "Ιλιος oder Τροιη" bezeichnete Handlungsort muss mit dem historischen Troia VI/VIIa identisch sein. Dies ist nur dann gewährleistet, wenn die griechische Benennung der epichorisch-bronzezeitlichen Benennung auf hethitischen Quellen entspricht.

Die Diskussion um die Gleichung „Ιλιος ~ *Uiluša*“ ist dabei fast so alt wie die Entzifferung des Hethitischen selbst<sup>20</sup>. Eine Lösung ist noch nicht gefunden, der sprachwissenschaftliche Nachweis einer Namensidentität nicht erbracht. Die Verfechter eines historischen troianischen Kriegs richten sich nach dieser ungewissen Forschungslage. Sie verweisen darauf, dass bei Namenstransfers in der Nehmersprache selten präzise Lautgesetze beachtet werden. In diesem Sinne äussert sich etwa Latacz 2001, 111: „Namen ..., insbesondere Ortsnamen bei Besiedlungswechseln, werden von der neuen Sprachgemeinschaft *vorgefunden* und der eigenen Sprache in der Regel nach Gehör angepaßt“. Expliziter schildert Starke 1997, 468f. Anm. 4 die Situation: „Auch die Griechen übernahmen vom Namen *Wilussa* das, was sie zu hören glaubten (und was sie hören wollten!) und glichen das Ganze an eigene gewohnte Patterns an.“

---

<sup>20</sup> S. die forschungsgeschichtliche Übersicht bei Steiner 1964, 365ff. sowie Ünal 1991, 16ff.

Programmatisch schliesslich bringt Latacz 2001, 112 das Vorgehen auf den Punkt: „Das Beharren auf lautgesetzlich >sauberer< Gleichungen kann in Fällen dieser Art den wissenschaftlichen Fortschritt nicht fördern.“

§ 4.2: Der Behauptung, dass Namensübernahmen oft unsystematisch erfolgen, sei selbstverständlich nicht widersprochen. Doch bringt sie uns nicht weiter, da sie letztlich zu einem Zirkelschluss führt. Wer sich um den Beweis der universalhistorisch-pragmatischen These bemüht, kann sich deshalb mit solch einer Haltung nicht begnügen<sup>21</sup>. Auch Namensvergleiche müssen methodisch erfolgen, um gesicherte Ergebnisse zu erbringen. In Anlehnung an ein von Watkins 1986, 48f. skizziertes Verfahren ist eine Namensentsprechung dann gesichert, wenn sich auf zwei Ebenen eine Übereinstimmung erzielen lässt:

- Erstens auf der funktionalen Ebene (von Watkins „contiguity“ genannt): Eine Entsprechung ist nur dann plausibel, ...
  - ... wenn sich sichern lässt, dass die betreffenden Toponyme bezüglich ihrer geographischen Lage zusammenfallen. Wir bezeichnen diese Identität als „absolute funktionale Identität“.
  - ... und/oder wenn die beiden Toponyme im geographischen System der Region dieselbe Position einnehmen. Das heisst: sich nach den Methoden der relativen Geographie im selben Kontext

---

<sup>21</sup> In diesem Sinne befriedigt der von Latacz 2001, 128 angebrachte Verweis auf die „pragmatische Indizienlage“ nicht: „Wer sich eine in diese Richtung gehende (sc. eine in die Richtung der Namensentsprechungen „Ιλιος ~ Υιλούσα“ usw. gehende) Erklärung nicht zu eigen machen möchte, steht vor der Frage, ob wir die lautliche Ähnlichkeit zum bloßen Zufall, der uns narrt, erklären und damit die Gleichsetzung von Örtlichkeiten verhindern sollen, nur weil sich diese Ähnlichkeit jenen Lautgesetzen, die wir in der europäischen Disziplin der vergleichenden Sprachwissenschaft aus bestimmten Sprachphänomenen (nicht aus Ortsbezeichnungen!) abgeleitet haben, nicht fügt. Die andere Möglichkeit ... besteht darin, dem Gewicht der pragmatischen Indizienlage nachzugeben und einzuräumen, daß in Fällen wie diesen unsere traditionellen sprachwissenschaftlichen Methoden den Fakten möglicherweise (noch) nicht gewachsen sind.“

lokalisieren lassen. Wir bezeichnen diese Identität als „relative funktionale Identität“.

- Zweitens auf der formalen Ebene (von Watkins „similarity“ genannt): Eine Entsprechung ist nur dann plausibel, ...
  - ... wenn die betreffenden Toponyme phonologisch identisch sind und/oder die Übernahme nach einer strengen phonologischen Systematik („Lautgesetzlichkeit“) erfolgt ist. Wir bezeichnen diese Identität als „absolute formale Identität“.
  - ... und/oder wenn sich zwischen den betreffenden Toponymen morphologische Muster nachweisen lassen, die für beide Toponyme eine gemeinsame Basis erkennen lassen. Wir bezeichnen diese Identität als „relative formale Identität“.

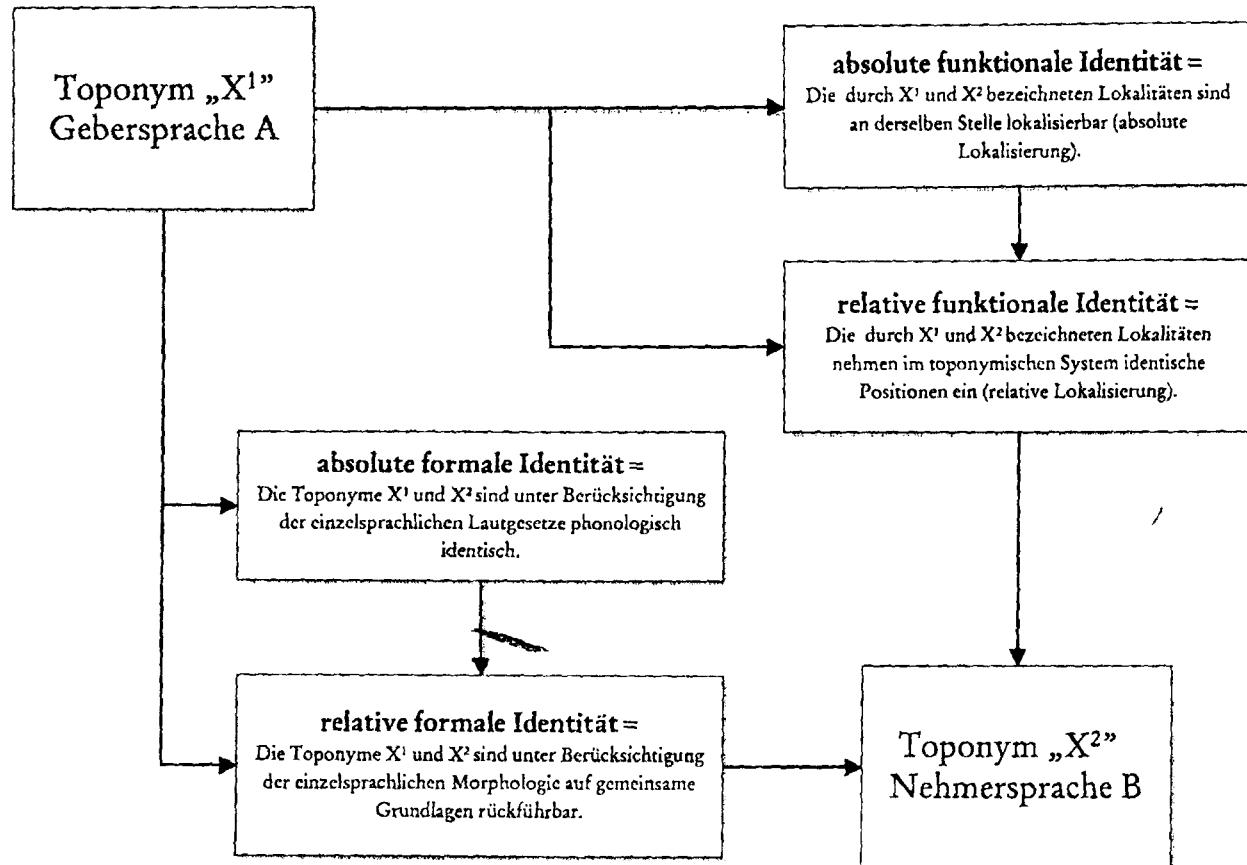
Grafik 2 auf Seite 26 illustriert diese Zusammenhänge. Entscheidend ist: Um eine Namensentsprechung zu sichern, muss Übereinstimmung auf der funktionalen wie der formalen Ebene vorliegen.

§ 4.3: Zur Illustration der in § 4.2 vorgestellten Methodik soll das Beispiel des auf hethitischen Quellen belegten Toponyms */Millayanta/* <*mi-il-la-ya-an-da*> dienen. */Milla-yanta/* wurde bereits früh mit griech. Μίλητος gleichgesetzt<sup>22</sup>. Unsere Kenntnis der anatolischen Geographie bestätigt nunmehr diese Gleichung: Für die Lokalisierung der auf hethitischen Texten */Millayanta/* genannten Örtlichkeit kommt nur die Gegend des klassischen Milet in Frage<sup>23</sup>. Damit liegt eine absolute funktionale Identität vor, die Übereinstimmung auf der funktionalen Ebene ist gegeben.

---

<sup>22</sup> S. die Literaturübersicht bei del Monte-Tischler 1978, 268.

<sup>23</sup> S. die Argumente bei Niemeier 1998, 43ff. sowie Hawkins 1998, 28ff.



Komplexer verhält es sich auf der formalen Ebene: Eine lautliche Entsprechung der beiden Toponyme im zweiten vorchristlichen Jahrtausend und damit die Annahme einer absoluten formalen Identität steht ausser Frage. Als frühgriechische Gestalt des Toponyms ist *\*/Millātos/* anzusetzen, wie es im mykenischen Ethnikon *mi-ra-ti-ja /Millātai/* „Frauen aus Milet“ auf Tafeln der pylischen A-Serie direkt bezeugt ist<sup>24</sup>. Allenfalls lässt sich zu Gunsten einer relativen funktionalen Identität argumentieren, wenn wir vom Prinzip einer Morphemsubstitution ausgehen<sup>25</sup>. In diesem Fall muss ein Stamm *\*/millā-/* von Anatoliern beziehungsweise Griechen mit unterschiedlichen Suffixen (*/-yant-/* beziehungsweise */-to-/*) ergänzt worden sein. Bedingung für dieses Szenario ist allerdings: die beiden Suffixe müssen funktionsgleich sein. Dies trifft mehrheitlich zu: Anatol. */-yant-/* (< *\*/-yént- ~ -ypt-/*) wie griech. */-to-/* sind ererbte, denominale Adjektivformantien in zugehörigkeitsweisender Funktion („versehen mit X“). Anatol. *\*/Millā-yanta/* wie griech. *\*/Millā-tos/* bezeichnen den „Ort, der sich durch das Vorhandensein von *millā-* auszeichnet“<sup>26</sup>. Damit ist auch die Übereinstimmung auf der formalen Ebene möglich, die Entsprechung der beiden Toponyme prinzipiell unbedenklich.

Am Rande sei ergänzt, dass im Falle von */Millayanta/* die Variante *<mi-la-ya-ta>* (KUB XIX 55 Rs. 47, 49) eine unterstützende Evidenz für eine

<sup>24</sup> Ausführlich über die Lautform von klass. Μίλητος handelt Heubeck 1985, 127ff.

<sup>25</sup> Morphemsubstitutionen bei Toponymen sind durchaus üblich. Ein Fall aus meiner näheren Umgebung: Der Schlossname *Matzen* aus Nordtirol erscheint in Dokumenten des 10. Jhdts. erwartungsgemäss als *Masciano*, im 8. Jhd. jedoch als *Masciaco*. Wir müssen also von der Existenz zweier Konkurrenzformen ausgehen: einerseits von *\*/Mask'jā-nu(m)/* (mit roman. Suffigierung), andererseits von *\*/Mask'jā-ku(m)/* (mit kelt. Suffigierung). Vgl. für Einzelheiten Anreiter 2000, 73f.

<sup>26</sup> Ein Nomen *\*/millā-/* ist weder im Griechischen noch in den anatolischen Sprachen belegt. Es mag sich auf Grund analoger Bildungen mit *\*/-yantā/* um einen Pflanzennamen handeln: vgl. etwa *yi, ja-na-ya-an-ta /Yijana-yanta/* „Weinstadt < „Ort reich an Wein“ (und s. die Übersicht solcher Toponyme bei Laroche 1961, 58ff. sowie zuletzt die Diskussion bei Neumann 1994, 185ff.).

Sprachkontakt-Situation darstellt. Die Suffixform */-yada-/* kann kein *\*/-ypt-ā-/* repräsentieren, da *\*/ŋ/* hethitisch wie luwisch stets */an/* ergibt<sup>27</sup>. Hingegen ist */-yada-/* unter griechischem Einfluss möglich, da *\*/-ypt-/* durch frühgriech. *\*/-yat-/* beziehungsweise jünger *\*/-yet-/* vertreten ist<sup>28</sup>. Das mögliche Szenario: Im zweisprachigen Milet der Bronzezeit wird der echtanatolische Ausgang *\*/-yantā/* durch die griechische Suffixvariante *\*/-yVtā/* (> anatol. *\*/-yadā/* mit lautgesetzlicher Lenierung) konkurriert<sup>29</sup>.

**§ 4.4:** Gehen wir zu denjenigen Namensentsprechungen über, die im universalhistorisch-pragmatischen Theoriegebäude zentral sind. Wie die folgende Tabelle zeigt, stehen drei Entsprechungen zur Diskussion:

Gleichung Nummer	Graphien auf heth. Keilschrifttexten <sup>30</sup>	Phonematische Interpretation	Vermutete Gleichung bzw. Verknüpfung
1	< <i>ú-i-lu-ša</i> >; < <i>ui,-lu-ša</i> >; < <i>ú-lu-ša</i> >; < <i>ú-i-lu-ši-ja</i> >	<i>/Uilusal/ ~ /Uilusia/</i>	hom. "Ιλιος

<sup>27</sup> S. Melchert 1994, 125 (Hethitisch) bzw. 260 (Luwisch).

<sup>28</sup> S. Meier-Brügger 1989.

<sup>29</sup> Der Status der Suffixvariante <<sup>o</sup>*ya-ta*> */-yadal/* benötigt weitere Diskussionen. So bleibt im Fall von <*mi-la-ya-ta*> die Alternative denkbar, dass eine Umgestaltung nach einem kollektivischen Formans */-ada/* vorliegt. Dieses Formans ist sporadisch in den luwischen Sprachen bezeugt: vgl. etwa lyk. *brñmada* N 320.14 „grösseres Landstück“ zu *brñmā* TL 84.4f.+ „einzelner Temenos“ und s. die Diskussion bei Hajnal 1995a, 33 Anm. 16. In toponymischer Verwendung ist *\*-/adā/* in kar. Μασσανωρόδα nachgewiesen. Umgekehrt ist es gewiss nicht möglich, alle Fälle von <<sup>o</sup>*ya-ta*> */-yadal/* auf eine Umbildung nach *\*-/adā/* zurückzuführen. Denn neben lenis geschriebenem <<sup>o</sup>*ya-ta*> ist auch <<sup>o</sup>*ya-at-ta*> */-yata/* mit Fortiskonsonanz bezeugt: so etwa in <*i-ja-ru-ya-at-ta*> (neben <*i-ja-ru-ya-ta*> und <*i-ja-ru-ya-an-da*>), wo griechischer Einfluss auf Grund der Lokalisierung von *Ιιαραγατα* in Nordsyrien (s. Lit. bei del Monte-Tischler 1978, 135f.) wohl ausgeschlossen ist.

<sup>30</sup> Die Graphien der betreffenden Toponyme und deren Varianten sind nach del Monte-Tischler 1978 zitiert.

2	<i>&lt;ta-ru-i-ša&gt;; &lt;t&gt;a-ru-ú-i-š[a]&gt;</i>	<i>/Taryisa/ (s. in § 6.2)</i>	hom. Τροίη
3	<i>&lt;a-ab-bi-ja-a&gt;; &lt;ab-bi-ja-ua(-a)&gt;; &lt;ab-bi-ja-u-ua-a&gt;; &lt;ab-bi-ú-ua&gt;</i>	<i>/Abbiūāl ~ /Abbiūauāl/</i>	<i>* /Ak<sup>b</sup>auiūāl / → hom. Ἀχαιοί</i>

Wir wollen diese Entsprechungen in §§ 5 bis 7 einzeln bewerten.

## § 5: Homerisch *Ἰλιος* und hethitisch *Uluša*

§ 5.1: Die in § 4.4 präsentierte Gleichung Nummer 1 überzeugt aus funktionaler Sicht. Wie in § 3.3 erläutert, ist heute die Wahrscheinlichkeit auf Grund von Neufunden hoch, dass */Uluša/* beziehungsweise */Ulusia/* tatsächlich in der Troas anzusiedeln ist<sup>31</sup>. Eine relative funktionale Identität ist also plausibel. Es bleibt das Problem der formalen Identität. Eine absolute formale Identität steht selbstverständlich ausser Diskussion. Es ist die Möglichkeit einer relativen formalen Identität zu prüfen.

Die Möglichkeit einer relativen formalen Identität scheint a priori nicht ausgeschlossen: Homerisch *Ἰλιος /Iljos/* kann auf eine Vorform *\* /Ulu-<sup>ios</sup>/* zurückgehen. Der zugrundeliegende Stamm *\* /xulu-/* lässt sich in diesem Fall auch in epichorem */Ulu-sa/* erkennen, zumal *\* /-(s)sā/* häufig als Formans anatolischer Toponyme bezeugt ist<sup>32</sup>. Somit bleibt einzig die

<sup>31</sup> Selbst kritische Stimmen wie Haider 1997, 108f., welche die Gleichung „*Uluša* = „*Iljos*“ nicht als gesichert ansehen, gehen heute davon aus, dass */Uluša/* zumindest an die Troas grenzt, wenn nicht sogar in sie hineinreicht.

<sup>32</sup> Belege für das Formans *\* /-(s)sā/* in keilschriftlichen Toponymen sind Laroche 1957 zu entnehmen; die jüngere Überlieferung behandelt Neumann 1994, 187ff. *\* /-(s)sā/* repräsentiert letztlich das alte Zugehörigkeitssuffix *\* /-so-/*. – Bemerkenswerterweise zeigen Toponyme auf *\* /-(s)sā/* mehrheitlich ein fortis geschriebenes Suffix (vgl. *<ir-ha-a-as-ša>*, *<pi-e-da-as-ša>* usw.). Es handelt sich hierbei wohl um luwischen Einfluss. Wie bei Hajnal 2000, 163ff. gezeigt, wird das Zugehörigkeitssuffix in den luwischen Sprachen nämlich unter der Form *\* /-ssā/i-/* aus *\* /-aH-so(/iH)-/* nach den

Frage offen, wie sich eine Suffixalternation anatol. \*/-*(s)sal*/ ~ griech. \*/-*iāl*/ rechtfertigen lässt.

§ 5.2: Vorerst können wir festhalten, dass eine solche Alternation direkt in anatolischen Namen festzustellen ist: so in erster Linie im Toponym <*ka-ra-ki-ša*-> /Kark-i-sal/, dessen Identität mit <*kar-ki-ja*-> /Kark-iāl/ weithin angenommen wird<sup>33</sup>. Ursprünglich ist beiden Erweiterungen eine Namensform \*/Karkāl/, wie sie der Nebenüberlieferung zu entnehmen ist<sup>34</sup>.

Nach dem Muster \*/Kark-āl/ ~ \*/Kark-iāl/ ~ \*/Kark-i-sāl/ ist nun auch eine Trias \*/Uilu-āl/ ~ \*/Uilu-iāl/ ~ \*/Uilu-sāl/<sup>35</sup> möglich. Dass ein auf keilschriftlichen Quellen nicht bezeugtes Glied \*/Uilu-iāl/ die Grundlage von hom. Ιλιος bildet, hat bereits Sommer 1932, 364 in Erwägung gezo-

---

aH-Stämmen generalisiert. Die Suffixform \*/-so-/ verbleibt relikhaft in nichtluwischem Kontext. So im Palaischen oder in nordwestanatolischen Toponymen wie in <*ú-i-lu-ša*>, aber auch in <*a-pa-a-a-ša-an*> (→ "Εφεσος; daneben existiert eine Variante mit Fortiskonsonanz <*aj-pa-as-ša-an*>).

<sup>33</sup> S. hierzu Heinhold-Krahmer 1976-80, 447. – Bei \*/-i-sāl/ in /Kark-i-sal/ handelt es sich um ein sekundäres Suffixkonglomerat. Damit ist /Kark-iāl/ wohl ältere Primärableitung, /Kark-i-sal/ eventuell erst aus Reanalyse von \*/Kark-iāl/ als \*/Karki-āl/ möglich geworden. Ein weiteres Argument für das Alter von /Karkiāl/: Das Toponym kann im Luwischen (mit luw. \*K > Ø / \_ ge-<sup>37</sup>mäss Kimball 1994) als \*/Kariāl/ umgesetzt worden sein und damit die Grundlage für griech. Κάρια bilden. Einer funktionalen Entsprechung von /Karkisal/ ~ /Karkia/ mit dem antiken Karien steht jedenfalls nichts im Wege (vgl. Hawkins 1998, 29).

<sup>34</sup> Vgl. altpers. <*k-r-k-a*> oder elam. <*Kur-ka*>. Übersicht bei Schmitt 1976-80, 424.

<sup>35</sup> In Anm. 33 ist vermutet, dass \*/-i-sāl/ die Existenz eines Toponyms auf \*/-iāl/ voraussetzt (also \*/Kark-i-sāl/ nach reanalysiertem \*/Karki-āl/ gebildet ist). Dies bedeutet im Rückkehrschluss jedoch nicht, dass vor \*/Uilu-sāl/ kein altes \*/Uilu-iāl/ existieren konnte. Denn die einfache Suffixvariante \*/-sāl/ (wie in \*/Uilu-sāl/) bleibt selbstverständlich weiter in Gebrauch und wird nicht zwingend von \*/-i-sāl/ abgelöst (vgl. Neumann 1988, 255f.). Abgesehen davon sprechen gegen eine Bildung †\*/Uilu-i-sāl/ euphonische Gründe.

gen<sup>36</sup>. Allerdings ist aus \*/*Uili-iā*/ ein hom. \*/*Uilia*/ zu erwarten. Den Weg zur Umgestaltung eines hypothetischen \*/*Uilia*/ zum bezeugten Femininum /(*U*)*iliōs*/ weisen jüngste Überlegungen zum Nebeneinander von hom. "Ιλιος und Τροίη. In der Vergangenheit wurde bereits mehrfach vermutet, "Ιλιος bezeichne im Epos den Burgberg, Τροίη hingegen die untere, zivile Wohnstadt<sup>37</sup>. Im Epos lässt sich nun ein analoger Gegensatz zwischen πόλις „Burghügel“ und ἄστυ „Unterstadt“ nachweisen<sup>38</sup>. Somit liegt die Existenz einer vorhomerischen Junktur \*/*Uilia polis*/ („*Uilia*, der Burgberg“) nahe. Durch Reinterpretation des epichori-

<sup>36</sup> Für das Alter der mittels \*/-iā/ erweiterten Toponyme s. Starke 1997, 458f., der zu Recht darauf hinweist, dass etwa *Uilusšia* in heth. Quellen früher als *Uilusa* bezeugt ist. Funktional scheint \*/-iā/ ursprünglich zu Stadtnamen Kollektivbegriffe im Sinne von „Gebiet von X“ gebildet zu haben, was die historische Entwicklung von der Siedlung zum Stadtstaat mit Umland reflektieren mag. In späterer Zeit scheinen Basis und Erweiterung auf \*/-iā/ jedoch funktional zusammengefallen zu sein. Analoges lässt sich im mykenischen Griechisch feststellen, wo etwa die Toponyme *pa-ki-ja-na* /*Sphagiän-za*/ und erweitertes *pa-ki-ja-ni-ja* /*Sphagiän-iā*/ auf pylyischen Tafeln quasi synonym verwendet sind. – Eine ähnliche Funktion wie \*/-iā/ scheint nota bene anatol. \*/-ya/ einzunehmen: Vgl. das Nebeneinander von <*za-al-pa*> und <*za-al-pu-u-ya*>, wozu Otten 1973, 58 festhält: „Beide Namensformen kommen nebeneinander vor, vielleicht in einer ursprünglichen Unterscheidung von Stadt und Herrschaftsgebiet.“ S. ferner das Nebeneinander von *Aḥbiā* und *Aḥbiāya* in § 4.4.

<sup>37</sup> Im Epos ist die Opposition von "Ιλιος und Τροίη stark verwischt. Denn die Epitheta, welche die beiden Lokalitäten beschreiben, sind in ihrer Verwendung rein metrisch geregelt und daher kontextsemantisch ohne Funktion. Dennoch zeigt ein Blick auf die Liste der Epitheta (etwa bei Visser 1997a, 83ff.), dass bei Etablierung der Formelsprache noch ein Unterschied zwischen "Ιλιος und Τροίη bestanden haben muss. "Ιλιος wird im Epos als αἰπεῖνη oder ἡνεμοέσσαν bezeichnet, Τροίη als εὐρείη oder εύρωγγιαν – Attribuiierungen, die eine Differenzierung zwischen „Burghügel“ und „ziviler Wohnstadt“ reflektieren können. S. die Überlegungen bei Mannsperger 2002 mit Lit. Die Trennung von "Ιλιος und Τροίη empfiehlt im Übrigen bereits Locher 1963, 38ff. Aus philologischen Erwägungen kommt er l.c., 47f. zum Schluss: „Attributsloses "Ιλιος bezeichnet bei Homer immer die Stadt des Priamos ..., Τροίη dagegen die jene umschliessende Landschaft ...“

<sup>38</sup> S. Weilhartner 2000.

schen Toponyms */Uiliā/* als Adjektiv (im Sinne von „der zu *Uiliā* gehörige Burgberg“) kann die Junktur *\*/Uiliā polis/* zu *\*/Uiliōs polis/* umgebildet worden sein<sup>39</sup>. Nachträglich hätte sich *\*/Uiliōs/* mit elliptischer Ausslassung verselbständigt.

Nimmt man den Umweg in Kauf, wonach hom. "Ιλιος über die Reinterpretation von ursprünglichem */Uiliā/* als Adjektiv zustandegekommen ist, so ist auch die Entsprechung auf morphologischer Ebene beziehungsweise die relative formale Identität gegeben. Die zentrale Gleichung „*Uiluša* ~ Ιλιος“ ist damit aus sprachwissenschaftlicher Sicht möglich.

## § 6: Homerisch *Tpoīη* und hethitisch *Taruiša*

§ 6.1: Aus funktionaler Sicht ist die in § 4.4 präsentierte Gleichung Nummer 2 problematischer. *Taruiša* erscheint in den Annalen Tudhalijaš I./II. (KUB XXIII 11/12) aus dem ausgehenden 15. Jhd. v.Chr.<sup>40</sup>, also auf einem mittelhethitischen Text<sup>41</sup>. Es findet sich auf einer Liste von ca. 20 Ländern, die gemeinsam gegen den hethitischen König ausziehen und schliesslich eine Niederlage erleiden<sup>42</sup>. Die letzten erhaltenen Einträge auf der Liste sind *Uilušija* und *Taruiša*. Sofern zu Beginn der Liste *[Lu-Juq-qa /Lukka/* zu ergänzen ist, sind die feindlichen Toponyme von Süd nach Nord angeordnet. In diesem Fall sind *Uilušija* und *Taruiša* an

<sup>39</sup> *\*/Uiliōs/* fungiert im Syntagma *\*/Uiliōs polis/* als erwartete Femininform des Adjektivs. Denn Adjektive auf *-io-* sind in der Regel zweier Endungen: vgl. von geographischen Namen etwa Δῆλοι τε χωράδες (E., Tr. 89) und s. Kastner 1967, 53ff. (bzw. besonders 69ff.).

<sup>40</sup> Übersicht der relevanten Passage bei Garstang-Gurney 1959, 105f. (mit Übersetzung 121f.) sowie Güterbock 1986, 39ff.

<sup>41</sup> S. zur Datierungsfrage Houwink ten Cate 1970, 1ff.

<sup>42</sup> Die Aktion endet mit einer Niederlage der Koalition. Tudhalijaš I./II. schliesst die Passage KUB XXIII 11/12 Vs. II 33f. mit dem Kommentar: *mājn KUR ūru-āssuwa harninkun nu EGIR-pa ūru-KÙ.BABBAR-ši arha [ūu]-nun* „als ich das Land Āssuwa zerstört hatte, kehrte ich nach Hattuša zurück.“ Das Verhältnis von Āssuwa zu den vorher genannten Koalitionspartnern ist nicht völlig geklärt. Allgemein wird angenommen, dass es sich bei Āssuwa um die Benennung der Koalition handelt.

der nördlichen Peripherie Westkleinasiens zu lokalisieren. Das Verhältnis der beiden Toponyme bleibt unklar<sup>43</sup>.

Damit ist die Gleichung „*Tpoīn ~ Taruiša*“ auf funktionaler Ebene bedenklich. Abgesehen von der nicht gesicherten Lokalisierung von *Taruiša* entspricht auch das Verhältnis von heth. *Uilusija* – *Taruiša* offenkundig nicht dem von hom. „*Iλιος ~ Tpoīn*. Denn bei *Uilusija* – *Taruiša* handelt es sich um zwei unterschiedliche Lokalitäten, bei „*Iλιος ~ Tpoīn* gemäss § 5.2 um Bezeichnungen zweier unterschiedlicher Teile („Burg-hügel“ beziehungsweise „zivile Unterstadt“) ein und derselben Lokalität.

§ 6.2: Neben der genauen Lokalisierung von *Taruiša* und dessen Verhältnis zu *Uilusija* ist bislang auch die phonematische Interpretation von <*ta-ru-(ú-)i-ša*> offen geblieben. Zur Diskussion standen die Alternativen /*Taru*° – *Tarū*°/ beziehungsweise \*/*Tru*°/. Hier liefert die hieroglyphenluwische Inschrift ANKARA (silver bowl) neue Aufschlüsse. Sie nennt auf Zeile 2 den Fall von <*tara/i-ya/i-zि/a-ya/i(REGIO)*> durch den hethitischen Regenten *Tudhalija*. Der Verdacht liegt nahe, dass die Inschrift dasselbe Ereignis wie der in § 6.1 erwähnte Annalentext behandelt, es sich beim genannten Regenten um *Tudhalija I./II.* handelt und das Toponym <*tara/i-ya/i-zি/a-*> somit mit heth. *Taruiša* identisch ist<sup>44</sup>. Für die Lokalisierung von heth. *Taruiša* ergibt sich hieraus nichts. Doch die hluw. Graphie <*tara/i-ya/i-zি/a-*> weist auf eine Interpretation /*Taruid<sup>a</sup>l*/ oder /*Trauid<sup>a</sup>l*. Damit bleibt für heth. *Taruiša* nur eine Auffassung als /*Taruisa*/ möglich<sup>45</sup>.

<sup>43</sup> Das Verhältnis von *Uilusija* und *Taruiša* diskutieren Güterbock 1986, 39ff. sowie zuletzt besonders klar Heinhold-Krahmer 2003, 156. Die Annahme von Latacz 2001, 124, wonach *Uilusija* und *Taruiša* dieselbe Lokalität bezeichnen, bleibt dabei reine Spekulation – was der Autor indirekt selbst eingestehst: vgl. Latacz 2002, 1108: „Warum die mykenischen Griechen für ein und dasselbe Territorium *zwei* Namen verwendeten, darüber wird noch spekuliert.“

<sup>44</sup> S. die Überlegungen bei Hawkins 1996, 17ff.

<sup>45</sup> Auffallend ist die unterschiedliche Suffigierung heth. \*/-isā/ versus hluw. \*/-id<sup>z</sup>ā/ (< \*/-ikā/). Das Suffix luw. \*/-id<sup>z</sup>o-/ < \*/-iko-/ bildet ursprünglich Ethnika zu Toponymen: vgl. kluw. <sup>URU</sup>Taurišizza- zu <sup>URU</sup>Taruiša- und s. zuletzt Melchert 1989, 29f. Die adjektivische Herkunft der Suffixe hluw.

Durch ANKARA (silver bowl) ist die Grundlage für eine Prüfung auf phonologisch-morphologischer Ebene gelegt. In § 5.2 haben wir die Existenz eines epichorischen Ableitungsmusters „Toponym auf \*/-ā/ ~ Ableitung auf \*/-iā/ ~ Ableitung auf \*/-(i-)s(s)ā/“ aufgezeigt. In Befolgung dieses Musters können wir im Falle von *Taruiša* folgende Namensformen postulieren: \*/*Toryū-ā*/ ~ \*/*Toryū-iā*/ ~ \*/*Toryū-i-sā*/ . Wie im Falle von \*/*Karkiā*/ und \*/*Ulyiaā*/ kann auch hier das Mittelglied \*/*Toryūā*/ die Grundlage für die griechische Namensform bilden. Die einzige erforderliche Zusatzannahme: \*/*Toryūā*/ muss auf dem Weg ins Griechische eine Liquidametathese zu \*/*Troyiā*/ erfahren haben. Besagtes \*/*Troyiā*/ kann direkt in dreisilbigem Τρῳā (im griechischen Westen), jünger (mit Kürzung) Τροῖα (Pindar, Sappho) bzw. Τροῖη (Homer) aufgehen<sup>46</sup>.

Die folgende Grafik 3 auf Seite 35 unterstreicht nochmals die Systematik, die zur Festlegung der relativen formalen Identität führt.

---

|-id<sup>a</sup>/ beziehungsweise heth. /-isal/ in hluw. <*tara/i-ya/i-zia-*> /*Taryid<sup>a</sup>*/ beziehungsweise heth. *Taruiša* /*Taruisa*/ macht die Existenz der im nachfolgenden Text postulierten Grundform \*/*Toryū-ā*/ nochmals plausibler. /*Taryid<sup>a</sup>*/ beziehungsweise /*Taruisa*/ sind demnach ursprünglich substantivierte Kollektivableitungen „Gebiet von \*/*Toryū-ā*“ (s. zu solchen Ableitungen auch Anm. 36).

<sup>46</sup> Vgl. zu den Erscheinungsformen des Toponyms Τροῖη die Diskussion bei Peters 1980, 304 sowie 1989, 70. – Ungeklärt bleibt bei einer Ausgangsform anatol. \*/*Toryūā*/ beziehungsweise (mit Metathese) \*/*Troyiā*/ die Länge in griech. \*/*Trōyīā*/ > Τρῳā. Möglicherweise liegt hier eine Interferenz seitens des Ethnikons Τρῷας vor, das als s-Stamm – und nicht wie erwartet als y-Stamm \*/*Trōyū-*/ – flektiert (vgl. myk. [Gen.Sg.] *to-ro-o* /*Trōb-os*/ PY An 519.1 und s. Risch 1974, 160f.). Τρῷας hat sich also dem Flexionstyp von μῆτρῷας (~ \*/*mātrōy-s*/) angeschlossen, dessen Stamm aus dem lautgesetzlichen Akk.Sg. \*/*mātrō-n*/ (< \*\**mab<sub>2</sub>trōy-m*; vgl. zur Stammgestalt das Motionsfemininum μῆτρψη) bezogen ist.

Grundform */N-ā/	Ableitung 1 */N-iā/	Ableitung 2 */N-(i)s(s)ā/
*/Kark-ā/	*/Kark-iā/	*/Kark-isā/
*/Uily-ā/	*/Uily-iā/	*/Uilu-sā/
*/Tory-ā/	*/Tory-iā/	*/Tory-isā/

↓   ↓

Anatolisch → Griechisch:

<*kar-ki-ja*> → Καρία  
 "Ιλιος  
 Τροίη

Hethitisch:

<*ka-ra-ki-ša*>  
 <*ú-i-lu-ša*>  
 <*ta-ru-i-ša*>

Grafik 3: Systematik bei der Überführung von anatolischen Toponymen ins Griechische

## § 7: Homerisch 'Αχαιοί und hethitisch *Ahhīaya*

§ 7.1: Die in § 4.4 präsentierte Verknüpfung Nummer 3 ist von allen die problematischste. Aus funktionaler Sicht ist festzuhalten, dass die Lokalisierung des Landes Ahhiyawa bis heute nicht endgültig gelungen ist. Immerhin hat sich durch die in § 3.3 genannte philologische Evidenz gezeigt, dass von der Troas (von Uluşa) bis ins östliche Pamphylien (bis an die Ostgrenze von Tarhuntascha am Fluss Lamos) kein Raum für eine Ansiedlung von Ahhiyawa verbleibt<sup>47</sup>. Einzig in der an Tarhuntascha angren-

<sup>47</sup> S. Hawkins 1998, 30: „It has been noted that the Late Bronze Age map of Anatolia is now more or less filled, especially as regards the south and west coasts and to a lesser extent the north-west, and this leaves little space for those who might still wish to place Ahhiyawa on the Anatolian mainland.“ Im selben Sinne ferner Mountjoy 1998, 49: „Recent advances in our knowledge of Hittite geography now rule out a south or west Anatolian location for Ahhiyawa.“

zenden kilikischen Ebene liesse sich Aḥhiya<sup>a</sup> noch auf kleinasiatischem Boden und – wie von der philologischen Evidenz gefordert – in Meeresnähe orten.

Wie realistisch ist diese Möglichkeit? Direkte Hinweise auf eine Lokalisierung von Aḥhiya<sup>a</sup> in Kilikien existieren keine. Die kilikische Ebene wird vom 15. bis zum 13. Jahrhundert vielmehr der politischen Einheit Kizzuatna zugeschlagen. Dies in erster Linie auf Grund eines Vertrags (KBo 1, 5), in dem die Region um Adana (*Atanija*) dem kizzuatnäischen Herrscher Šunaššura, einem Zeitgenossen Tudhalijaš I./II. in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts, zugesprochen wird<sup>48</sup>. Für die nachfolgenden Jahrzehnte sind unsere Kenntnisse der kizzuatnäischen Geographie bezüglich Westkilikien fragmentarisch (das Zentrum von Kizzuatna liegt weiter nördlich im Inland um die Hauptstadt Kummanni). Klar scheint, dass Kizzuatna spätestens im 13. Jahrhundert kein geschlossenes politisches Gebilde mehr ist<sup>49</sup>. Eine Ansiedlung von Aḥhiya<sup>a</sup> in der kilikischen Ebene beziehungsweise in der Region um Adana setzt voraus, dass sich die Region nach der Regentschaft von Šunaššura von Kizzuatna loslöst. Die früheste Nennung von Aḥhiya<sup>a</sup> (unter der Form *Aḥbiya*) im Maduqatta-Brief stammt aus der Ära Tudhalijaš I./II. und stellt damit kein chronologisches Hindernis dar. Für einen unabhängigen Status der kilikischen Ebene beziehungsweise von Adana gegen Ende der Bronzezeit spricht die Tatsache, dass <sup>kur</sup>da-nu-na bereits im 14. Jahrhundert im El Amarna-Brief EA 151.49ff. des Abimilki von Tyre an Pharao Amenhotep IV. als eigenständige politische Einheit genannt ist<sup>50</sup>. Damit scheint die Situation des ersten Jahrtausends vorweggenommen: In neohethitischer Zeit fungiert Adana beziehungsweise die kilikische Ebene als selbständiges Staatsgebilde unter der Bezeichnung hluw. *á-TANA-ya/i- /Adanaya-/*, phöniz. *'dn* (beziehungsweise als Ethnikon *dnnym*), assyr. *Qawel/Que*.

<sup>48</sup> S. für den Šunaššura-Vertrag Garstang-Gurney 1959, 58ff. sowie Wilhelm 1988.

<sup>49</sup> S. hierzu Astour 1967, 22ff. sowie die jüngste Übersicht bei Ünal 1997.

<sup>50</sup> Zur Frage der Danuna in der Bronzezeit s. Astour 1967, 4ff. sowie skeptischer Hawkins 2000, Vol. I.1, 39f.

Die kilikische Ebene kann also weiterhin eine Option für die Lokalisierung von *Aḥhijaya* darstellen – eine Option, für die sich in der Vergangenheit allerdings nur eine kleine Minderheit der Experten ausgesprochen hat<sup>51</sup>. Auf stetig wachsende Zustimmung stösst andererseits der Versuch, den „Herrschäftsbereich *Aḥhijaya*“ ausserhalb des kleinasiatischen Festlands zu lokalisieren: sei es auf einer Kleinasien vorgelagerten Insel<sup>52</sup> oder auf dem griechischen Festland. Ein endgültiger Beweis hierfür ist nicht erbracht – zumal weiter unten in § 7.3 neue Argumente zugunsten der kilikischen Lokalisierung genannt werden.

Nur indirekt von der Lokalisierungsfrage abhängig ist die von universalhistorisch-pragmatischer Seite vertretene Annahme, hinter *Aḥhijaya* stehe ein mykenisches Teilreich. Die Verfechter dieser Annahme stützen sich neben der – wie eben gesagt nicht endgültig gesicherten – Lokalisierung von *Aḥhijaya* ausserhalb des anatolischen Festlands auf die folgende Argumentation:

- Der archäologische Befund spricht in Milet für eine starke minoische Präsenz (von LM Ia bis LM Ib), später für eine mykenische Präsenz<sup>53</sup>.
- Dabei entspricht Milet (griech. Μίλητος) dem Toponym *Millawanda* auf hethitischen Quellen. – Wie in § 4.3 gezeigt, ist diese Gleichung unproblematisch.
- Unbestritten ist, dass besagtes *Millawanda* über längere Zeit im Interessengebiet von *Aḥhijaya* liegt<sup>54</sup>. Zur Zeit von Muršili II. im ausge-

<sup>51</sup> S. die Forschungsübersicht bei Niemeier 1998, 20f.

<sup>52</sup> So plädiert zuletzt Lehmann 1991, 112 dafür, „den Machtkern des jedenfalls ägäischen Reiches von *Abbījavā* im ‘inselmykenischen’ Raum, nahe der eigentlichen hethitischen Herrschaftssphäre, zu suchen.“ Vgl. ferner die jüngste These von Mountjoy 1998, 47ff., die in *Aḥhijaya* ein Inselreich mit Zentrum in Rhodos und starkem Einfluss auf das kleinasiatische Festland erkennt.

<sup>53</sup> Über die archäologische Evidenz in Milet orientiert Niemeier 1998, 27ff.

<sup>54</sup> Die Literatur zur Bezeugung von *Abbījavā* auf den hethitischen Quellen sowie zu dessen Verhältnis zu *Millawanda* ist zahlreich. Eine Übersicht ge-

henden 14. Jahrhundert v.Chr. scheint Millawanda bereits kurzzeitig zu Ahhiyawa übergelaufen zu sein, wird jedoch vom hethitischen König zurückerobert. Unter Muwatalli II. oder Hattušili III. – also in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts – gerät Millawanda völlig in die Hände des Königs von Ahhiyawa<sup>55</sup>. Auch in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts – zur Zeit Tudhalijaš IV. – scheint Hatti die Kontrolle über Millawanda nicht wiedererlangt zu haben<sup>56</sup>.

Ohne Zweifel: Die kontinuierliche minoisch-mykenische Präsenz in Millawanda/Milet, die Beziehungen von Millawanda/Milet zu Ahhiyawa sowie dessen konfliktreiche Verbindung mit dem Hethiterreich legen nahe, Ahhiyawa mit einem mykenisch kontrollierten Reich (auf dem Festland oder in der ägäischen Inselwelt) gleichzusetzen<sup>57</sup>. Nichtsdestotrotz: Selbst Befürworter einer Gleichsetzung von Ahhiyawa mit einem mykenischen Teilreich weisen darauf hin, dass ein endgültiger Beweis durch diese Argumentation nicht erbracht ist<sup>58</sup>. Für eine unwiderrufliche Bestätigung der Gleichsetzung müsste vielmehr ausgeschlossen werden, dass hinter Ahhiyawa ein von Anatoliern kontrolliertes Machtgebilde (etwa in der kilikischen Ebene oder den vorgelagerten Inseln) steht; ferner, dass sich die mykenische Präsenz in Kleinasien (etwa in Milet) nicht einfach auf eine Handelsmission beschränkt. Dies ist vorerst nicht möglich. Da-

---

ben Güterbock 1983, 133ff., Bryce 1989a, Ünal 1991, 19ff. sowie Niemeier 1998, 37f.

<sup>55</sup> Dies nach Aussage des Taṣagalaya-Briefs KUB XIV 3 (Edition bei Sommer 1932, 2ff.).

<sup>56</sup> So zumindest nach dem Milawata-Brief KBo XIX 55+KUB XLVIII 90 (Edition bei Sommer 1932, 198ff. mit wichtiger Ergänzung von Hoffner 1982) in der Interpretation von Singer 1983, 214f.

<sup>57</sup> Eine historische Interpretation im Sinne der Identifikation von Ahhiyawa als mykenisches Teilreich versucht Bryce 1989b. Niemeier 1998, 37f. versucht, die archäologische Evidenz in Milet mit den Aussagen der hethitischen Quellen über Millawanda zu vereinen.

<sup>58</sup> In diesem Zusammenhang sei etwa auf die Äusserung von Güterbock 1983, 138 verwiesen: „I know full well that none of the above points is real proof for the assumption that Ahhiyawa is Greek territory, be it in Anatolia, on one of the islands, or in mainland Greece.“

mit lässt sich die Verknüpfung „Ἀχαιοί ~ Ἀβχιῆα“ auf funktionaler Ebene nicht endgültig sichern.

§ 7.2: Auf formaler Ebene ist das Wichtigste zur Verknüpfung von *Abhijaya* mit den homerischen Ἀχαιοί längst gesagt<sup>59</sup>. Zwei grundsätzliche Probleme stehen einer relativen formalen Identität im Wege:

- Die unterschiedliche phonologische Struktur zwischen heth. *Abhijaya* mit charakteristischem /<sup>o</sup>iau/ im Wortinnern und Ἀχαιοί mit inlautendem \*/<sup>o</sup>aiu/ lässt sich nach Kenntnis hethitischer wie griechischer Lautgesetze nicht auf einen Nenner bringen<sup>60</sup>. Anderslauende Versuche stehen im Widerspruch zu geltenden Lautgesetzen<sup>61</sup>.
- Bei heth. *Abhijaya* handelt es sich um ein Toponym, bei hom. Ἀχαιοί hingegen um ein Ethnikon. Die Rekonstruktion des diesem Ethnikon zugrundeliegenden Toponyms bereitet dabei grosse Schwierigkeiten: Echtgriechische Toponyme wie \*/Ak<sup>b</sup>aiuā/ oder \*/Ak<sup>b</sup>aiuiā/ scheiden als Grundlage für ein Ethnikon \*/Ak<sup>b</sup>aiuoi/ aus<sup>62</sup>. Ein Ableitungsweg von \*/Ak<sup>b</sup>aiu-ā/ (= *Abhijaya*) zu \*/Ak<sup>b</sup>aiu-oi/ ist nur bei fremdländischen – sprich: aussergriechischen – Toponymen belegt: vgl. so Λύκια „Lykien“ → Λύκιοι „Lykier“. Wer \*/Ak<sup>b</sup>aiu-oi/ weiterhin mit *Abhijaya* verknüpfen will, muss demnach die Prämisse aufgeben, hinter *Abhijaya* stehe das autochthon-griechische Toponym \*/Ak<sup>b</sup>aiuā/. Dies fällt nicht allzu schwer. Tatsächlich spricht die Existenz der Form Ἀbhijā für den kleinasiatischen Ursprung von *Abhijaya*. Denn Erweiterungen auf \*/-uā/ (Ἀbhijā → Ἀbhīja-ua) sind nur bei anatolischen Toponymen bekannt (s. Anm. 36). Gemäss universalhistorisch-pragmatischer Auffassung scheidet diese Annah-

<sup>59</sup> Eine Übersicht zu den Problemen dieser Namensverknüpfung vermittelt Steiner 1964, 383ff.

<sup>60</sup> An der Beurteilung von Sommer 1932, 355ff. bzw. 1934, 86ff. hat sich nichts Wesentliches geändert.

<sup>61</sup> So widerspricht die von Finkelberg 1988, 130ff. und von Carruba 1995, 9ff. unterstützte Entwicklung von frühgriech. „-xy-“ (mit velarem Spiranten „x“ aus \*/h<sub>2</sub>/) > /k<sup>b</sup>/ der grundsätzlich für frühgriech. \*/<sup>o</sup>Vh<sub>2</sub>jV<sup>o</sup>/ angenommenen Entwicklung zu \*/<sup>o</sup>VuV<sup>o</sup>/ (vgl. τελευταῖος < \*/teleutah<sub>2</sub>-jo-/).

<sup>62</sup> Vgl. die Argumentation bei Sommer 1932, 352ff. sowie 1934, 76ff.

me jedoch implizit aus: griech. *'Αχαιοί* (beziehungsweise das zugrundeliegende Toponym) muss primär, *Aḥbiya* dagegen sekundär (das heißt: als echtgriechische Benennung der Mykener vor Troia in die anatolischen Sprachen entlehnt) sein.

Diese Bemerkungen reichen bereits für ein verbindliches Fazit aus. Auch auf phonologisch-morphologischer Ebene ist die Verknüpfung „*Aḥbiya* ~ *'Αχαιοί*“ – zumindest im Sinne der universalhistorisch-pragmatischen These – abzulehnen.

§ 7.3: Obschon das Urteil über „*Aḥbiya* ~ *'Αχαιοί*“ gemäss §§ 7.1-7.2 klar scheint, ist aus aktuellem Anlass ein Nachtrag notwendig. Im Jahre 1997 ist in Çineköy, ungefähr 30 km südlich von Adana, eine Statue des Wettergottes gefunden worden. Die Statuenbasis hat die Form eines von zwei Ochsen gezogenen Wagens. Sie trägt eine hieroglyphenluwisch-phönizische Bilngue, wozu eine erste Publikation bei Tekoglu-Lemaire 2000 vorliegt<sup>63</sup>. Verfasser der Inschrift ist ɻarikas, der aus anderen Dokumenten als Regent von Adana bzw. Que in der zweiten Hälfte des achten Jahrhunderts bekannt ist<sup>64</sup>. Unsere Inschrift nennt ɻarikas als Regenten einer Lokalität *Hijaya*: vgl. ÇINEKÖY § I *bi-ja-ya/iʃ-ni]-sá* [URBS] | *REX-ti-sa*. Im Verlauf der Inschrift wird *Hijaya* in einer weiteren Passage genannt: vgl. ÇINEKÖY § VII: *|bi-ja-ya/i-sa-ha-ya/i* [URBS] *|su+ra/i-ja-sa-ha* [URBS] | „UNUS“-za | *DOMUS-na-za li-zi-ja-si* „Die Häuser von *Hijaya*- und *Sura(ja)*- wurden eins“.

Die Lokalität *Hijaya* auf dem hieroglyphenluwischen Text wird auf Zeile 9 der phönizischen Inschrift als *dnnym* „Einwohner von Adana“ aufgenommen<sup>65</sup>. Diese Gleichsetzung legt nahe, dass in hluw. *Hijaya* eine einheimische Bezeichnung der kilikischen Ebene mit ihrem Hauptort Ada-

<sup>63</sup> Die Inschrift von Çineköy ist bei Hawkins 2000, Vol. I.1, 71 unter der Nummer I.8 inventarisiert.

<sup>64</sup> S. die historische Übersicht bei Jasink 1995, 118ff.

<sup>65</sup> Die Benennung von Adana auf hluw. Texten sowie die phönizischen Äquivalente bespricht Laroche 1958, 263ff.

na vorliegt<sup>66</sup>. Berücksichtigt man die in jüngeren anatolischen Sprachen häufige Aphärese des Anlautvokals<sup>67</sup>, ist es verlockend, *Hijaya* mit heth. *Aḥbiyaya* des zweiten Jahrtausends gleichzusetzen. Damit gewinnt das bekannte Zeugnis bei Herodot VII.91 neues Gewicht: οὗτοι (sc. Κίλικες) μὲν τὸ παλαιὸν Ὑπαχαιοὶ ἐκαλέοντο, ἐπὶ δὲ Κίλικος τοῦ Ἀγήνορος ἀνδρὸς Φοίνικος ἔσχον τὴν ἐπωνυμίην. Die Vermutung liegt nahe, dass Herodot mit dem Ethnikon 'Υπαχαιοί auf das Toponym hluw. *Hijaya* (bzw. älter heth. *Aḥbiyaya*) Bezug nimmt<sup>68</sup>.

Was bedeutet die Bezeugung von *Hijaya* direkt für die Lokalisierung von *Aḥbiyaya* beziehungsweise indirekt für die Namensverknüpfung „*Aḥbiyaya* ~ 'Αχαιοί“? Zumindest lässt sich nunmehr nicht ausschliessen, dass das Toponym */(Ab)hijaya/* bereits im zweiten Jahrtausend eine Lokalität in der kilikischen Ebene um Adana bezeichnet. Wie in § 7.1 gezeigt, sprechen die jüngsten Erkenntnisse zur relativen Geographie des bronzezeitlichen Kleinasiens nicht gegen eine Lokalisierung von *Aḥbiyaya* in der kilikischen Ebene. Für die These einer geographischen Kontinuität von */(Ab)hijaya/* spricht umgekehrt die Existenz eines auf hethischen Quellen bezeugten Toponyms <sup>URU</sup>bi-ja-/ (KUB XXIII 21 Vs. 6'). <sup>URU</sup>bi-ja-/ ist unter anderem im Kontext mit dem Toponym *a-da-ni-ja- /Adania/* genannt, so dass eine Ergänzung zu <sup>URU</sup>bi-ja-[ya]- durchaus denkbar ist.

Der neue Beleg von *Hijaya* spricht ferner dafür, dass */(Ab)hijaya/* ein epichorisch-anatolisches Toponym ist – zumal sich im zweiten Jahrtau-

<sup>66</sup> Durch die Lokalisierung von *Hijaya* in der kilikischen Ebene scheint nun auch die Herkunft des assyrischen Landesnamens *Qawe/Quwe* bzw. jünger *Que* geklärt, dessen Erscheinungsformen Goetze 1962, 51f. behandelt.

<sup>67</sup> Vgl. für die jüngere Aphärese etwa Alternationen wie hluw. *ā-sú+ra/i- ~ su+rā/i- / (A)sura-/* „Assyrien/Assur“ oder Entsprechungen wie heth. <sup>URU</sup>at-ta-ri-im-ma- ~ lyk. (Ethn.) *tr̄mīle/i-*.

<sup>68</sup> Für das Vorderglied *ὑπό* in 'Υπαχαιοί nimmt Sommer 1932, 359 Anm. 1 eine Bedeutung „untere/tiefere (Achäer)“ an, ergänzt jedoch: „Ein ganz genaues Analogon für diese «Unter-Achäer» kann ich allerdings ... nicht geben. ... Man wird vielleicht annehmen, dass 'Υπαχαιοί die direkt übersetzende Umformung einer einheimischen Benennung für «unterhalb (dem Meere zu)» wohnende 'Αχαιοί ist.“

send die Bevölkerung Kilikiens nachweislich aus Luwiern beziehungsweise Hurritern zusammensetzt<sup>69</sup> und die archäologischen Funde nur für eine geringe mykenische Präsenz in der kilikischen Ebene sprechen<sup>70</sup>. Sie senkt damit die Plausibilität der These, wonach *Abhijaya* auf hethitischen Quellen des zweiten Jahrtausends ein mykenisch dominiertes Territorium benennt.

Selbstverständlich wird dadurch ein Zusammenhang von *Abhijaya* mit den homerischen 'Αχαιοί nicht verunmöglicht. Die Protagonisten der Verknüpfung „Αχαιοί – *Abhijaya*“ müssen nunmehr aber die Möglichkeit prüfen, wonach das griechische Epos seine Kämpfer vor Troia nach einer Lokalität auf dem anatolischen Festland benennt. Näheres hierzu wird in § 8.2 nachgetragen. Für unsere Zwecke ist vorerst nur das folgende Urteil relevant: Die Bewertung von *Abhijaya* als Reflex der mykenischen Griechen hat auf Grund des hieroglyphenluwischen Zeugnisses von Çineköy einiges an Attraktivität verloren.

## § 8: Homerisch "Ιλιος, Τροίη, 'Αχαιοί – ein Fazit

§ 8.1: In §§ 5-7 haben wir die Frage geprüft, ob die Toponyme "Ιλιος und Τροίη sowie das Ethnikon 'Αχαιοί auf reale, auf hethitischen Quellen der Bronzezeit bezeugte Lokalitäten referieren. Unser Urteil fällt nunmehr differenziert aus:

- Die Namensentsprechung „Ιλιος ~ *Uluša*“ kann funktional (s. in § 5.1) wie formal (s. in § 5.2) aufrechterhalten werden.
- Die Namensentsprechung „Τροίη ~ *Taruiša*“ ist einzig auf der formalen Ebene möglich (s. in § 6.2). Auf der funktionalen Ebene hingegen versagt sie: Zwar ist heth. *Taruiša* im 14. Jahrhundert v.Chr. in Reichweite von *Uluša* anzusiedeln, doch bezeichnet es – anders als das epische Quasi-Synonym "Ιλιος ~ Τροίη – getrennte Lokalitäten (s. in § 6.1).

<sup>69</sup> S. Goetze 1962, 62ff.

<sup>70</sup> Übersicht mit weiterer Literatur bei Mee 1998, 145.

Die Namensentsprechung „Αχαιοί ~ Abhījaya“ ist funktional (s. in §§ 7.1 sowie 7.3) wie formal (s. in § 7.2) abzulehnen.

In tabellarischer Form präsentiert sich dieser Befund wie folgt:

	funktionale Identität		formale Identität	
	absolut	relativ	absolut	relativ
„Ιλιος ~ Uluša“	nein	ja	nein	ja
„Tpoiṇ ~ Taruiša“	nein	nein	nein	ja
„Αχαιοί ~ Abhījaya“	nein	nein	nein	nein

§ 8.2: Der Befund in § 8.1 schliesst selbstverständlich nicht aus, dass das epische Tpoiṇ schliesslich doch auf *Taruiša* referiert oder die homerischen Αχαιοί in einem Zusammenhang mit der Lokalität *Abhījaya* stehen. Er besagt einzig, dass diese Entsprechungen aus sprachwissenschaftlicher Sicht nicht als gesichert gelten können.

Gesamthaft ergeben sich für die Quellen Homers bzw. die Authentizität der im Epos geschilderten Kulisse die folgenden Rückschlüsse:

- „Ιλιος als Handlungsort der Ilias referiert auf die Lokalität, die auf hethitischen Texten aus der Bronzezeit unter dem Namen *Uluša* auftritt.
- Das epische Tpoiṇ referiert sprachlich auf die bronzezeitliche Lokalität /*Taruiša*, -id<sup>z</sup>a/, jedoch nicht inhaltlich. Somit bedient sich das Epos eines Toponyms in Verkennung seiner eigentlichen Funktion. Ein vergleichbares archaisierendes Vorgehen lässt sich im Bereich der Anthroponymie feststellen: Die Namen handlungstragender epischer Akteure scheinen an die Bronzezeit anzuknüpfen, sind auf bronzezeitlichen Linear B-Tafeln jedoch in ganz anderen sozialen Kontexten anzutreffen<sup>71</sup>.

<sup>71</sup> S. Hajnal 1998, 70ff.

• Die Herkunft der Selbstbenennung der homerischen Griechen als Ἀχαιοί lässt sich nicht nachverfolgen. Sollte jedoch die herodoteische Benennung der Kilikier als Υποχαιοί auf die Lokalität *Hijaya* verweisen, ist folgende Hypothese möglich: Wie in § 7.3 gezeigt, bezeichnet das Toponym *hluw. Hijaya* in der Eisenzeit die kilikische Ebene mit Hauptort Adana. Diese Funktion kann (Ah)hijaya bereits in der Bronzezeit eingenommen haben. Reminiszenzen an die engen Kontakte von Ahhijaya und Milet (s.o. in § 7.1), eventuell sogar an gemeinsame politische Aktionen von Ahhijaya und milesischen Mykenern, können wie manches andere bronzezeitliche Erbe bis ins erste Jahrtausend überlebt haben. Für einen archaisierenden Dichter in einem kleinasiatischen Umfeld<sup>72</sup> lag im ersten Jahrtausend daher die Gleichsetzung von in Anatolien aktiven Mykenern und ihren Verbündeten Ahhijaya nahe. In gräzisierter Form und in volksetymologischer Ablehnung an den vorgriechischen Namensstamm \*/Ak<sup>b</sup>aiyu-/ (zu deren Motivationen Näheres in Anm. 89 ausgeführt ist) kann in der Folge die Stammesbenennung 'Αχαιοί < \*/Ak<sup>b</sup>aiyoi/ geprägt worden sein<sup>73</sup>.

Die Untersuchung möglicher homerisch-hethitischer Namensentsprechungen zeigt damit deutlich, dass ein wichtiger Pfeiler des universalhistorisch-pragmatischen Theoriegebäudes aus sprachwissenschaftlicher Sicht wenig tragfähig ist. Das homerische Ιλιος mag zwar das bronzezeitliche *Uluša* fortsetzen, doch weitere vermeintliche Namensentsprechungen nähren den Verdacht: die von Homer gezeichnete Kulisse setzt sich aus Versatzstücken zusammen und ist keinesfalls historisch authen-

<sup>72</sup> Die These, wonach Homer in Kleinasien und für ein Publikum mit Kenntnis des regionalen luwischen Hintergrunds gedichtet hat, vertritt Högemann 2000a bzw. 2000b. Sie fügt sich nahtlos an die im Text geschilderte Annahme, der Epiker verwerte historische und onomastische Reminiszenzen Kleinasiens, um seinem Gedicht eine archaisierende Authentizität zu verleihen. S. für diese These weiter das Anm. 94 geschilderte Fallbeispiel.

<sup>73</sup> Zu vorgriech. \*/Ak<sup>b</sup>aiyu-/ und dessen Ableitungen s. Meier(-Brügger) 1975, 22ff. – Der Verweis auf knossisches *a-ka-wi-ja-de* ist im direkten Zusammenhang mit der „Ahhijaya-Frage“ übrigens irreführend. Auf KN C 914.B steht *a-ka-wi-ja-* wohl nicht für eine Orts-, sondern für eine Festbezeichnung (ntr. Pl.) */Ak<sup>b</sup>aiyia/* (vgl. hierzu Killen 1994, 78).

tisch<sup>74</sup>. Ebensowenig lässt sich nachweisen, dass festlandmykenische Griechen als historische Akteure auf hethitischen Quellen unter dem Landesnamen *Abhijaya* auftauchen.

## § 9: Die homerische Formel und ihr Alter

§ 9.1: Wechseln wir den Schauplatz der Diskussion. Wie unsere Übersicht in § 2.2 zeigt, spielt im universalhistorisch-pragmatischen Theoriegebäude neben den onomastischen Entsprechungen die Frage nach dem Alter der homerischen Formel eine zentrale Rolle. Und zwar auf folgende Weise:

Um den Stoff eines realen Konflikts zwischen Griechen und Trojanern aufzugreifen und literarisch zu verarbeiten, müssen die Griechen bereits in der Bronzezeit über eine Ependichtung verfügt haben. Voraussetzung für eine Ependichtung ist die Existenz der Versifikationstechnik, wie sie der mündlichen Dichtung Homers zugrunde liegt. Kern dieser Versifikationstechnik ist eine ausgefeilte Formelsprache, die ihrerseits auf das epische Versmass, den Hexameter, zugeschnitten ist. Damit spitzt sich die gesamte universalhistorisch-pragmatische Argumentation auf eine Frage zu: Lässt sich nachweisen, dass die epische Formelsprache beziehungsweise der Hexameter spätestens in der Bronzezeit voll ausgebildet waren?

Die Vertreter der universalhistorisch-pragmatischen These bejahen diese Frage entschieden. Nach ihnen sind Hexameter wie Formelsprache bereits im 16. Jahrhundert ausgebildet<sup>75</sup>.

---

<sup>74</sup> In diesem Zusammenhang ist auf die gemässigte Position von Bryce 1998, 398ff. hinzuweisen. Nach Bryce kann sich den in Kleinasien einwandernden Griechen vor allem das Bild des im 11. Jahrhundert zerstörten Troia VIIb eingeprägt haben. „They now saw before them Troy's ultimate fate – its destruction and abandonment“ (l.c., 493f.). Dieses Bild kann – in Kombination mit dem Wissen um mykenische Griechen in Milet – die Grundlage einer historischen Rückprojektion gebildet haben, in deren Mittelpunkt die Erzählung um einen troianischen Krieg steht.

<sup>75</sup> Die Ansicht, Formelsprache wie Hexameter gingen auf eine vormykenische Epoche zurück, ist inzwischen in aktuelle Handbücher eingedrungen. S. so

§ 9.2: Auf welche Beweise stützt sich der Ansatz eines vormykenischen Hexameters? Im wesentlichen auf einige wenige Verse innerhalb des homerischen Corpus, die vom Bau des Standardhexameters abweichen. Dagegen besitzt die ausserlinguistische Evidenz keine endgültige Beweiskraft<sup>76</sup>.

Die einschlägige Argumentation kommt in Teil 2, §§ 12ff. ausführlich zur Sprache. Daher sei sie an dieser Stelle nur so weit skizziert, wie es im Hinblick auf die Gesamtdarstellung notwendig ist. Zur Illustration soll der Vers Hom., *Il.* Π 857 (= X 363) dienen: ὄν πότ<sup>2</sup>μον γοό<sup>3</sup>ωσα λι<sup>4</sup>πούσ<sup>5</sup> ἀνδρού<sup>6</sup>τῆτα καὶ ἥβην. Sein metrisches Schema lautet:  $\acute{\text{e}} - \text{z} \ \acute{\text{e}} \text{uu}^3 \acute{\text{e}} \text{u} | \text{u}^4 \acute{\text{e}} \text{u}^5 \acute{\text{e}} \text{uu}^6 \acute{\text{e}} - ||$ . Die Überlieferung zwingt uns, ἀνδρο<sup>6</sup> /an.drō<sup>6</sup>/ in der Senkung des vierten Fusses als Doppelbrevis uu zu lesen, obschon diese Sequenz gemäss den metrischen Konventionen als  $\text{u}^4 \text{u}$  mit Positionslängung der ersten Silbe zu messen ist. Die metrische Unregelmässigkeit lässt sich jedoch beseitigen, wenn wir den gesamten zweiten Halbvers in eine ältere Lautform zurückversetzen: \*... /l<sup>1</sup>k<sup>2</sup>όν<sup>3</sup>s<sup>4</sup> /ā.n<sup>5</sup>γ<sup>6</sup>tā.t<sup>7</sup> i<sup>8</sup>dē<sup>9</sup> /jēg<sup>10</sup>ān / ... u<sup>4</sup> - uu<sup>5</sup> u<sup>6</sup> - - ||. Das Rekonstrukt /\*ānγ(tāta)/ liefert dabei die benötigte Doppelbrevis im vierten Fuss.

Erkennen wir diese Rekonstruktion an, muss unser Halbvers tatsächlich in einer vormykenischen Phase formuliert worden sein. Denn die Wortform /\*ānγtāta/ enthält sonantisches \*/r/, das sich im 14. Jahrhundert nach Ausweis der mykenischen Tafeln bereits zu \*/Vr/ oder \*/rV/ entwickelt hat. Wie in §§ 14-15 gezeigt wird, ist diese Rekonstruktion jedoch keinesfalls zwingend:

- Die metrische Abweichung lässt sich gemäss § 14.3 in Hom., *Il.* Π 857 (= X 363) durch die Annahme rechtfertigen, der Dichter habe hier eine metrische Lizenz in Anspruch genommen.

---

Latacz et al. 1998, 14: „Das Alter dieser Technik (sc. der homerischen Versifikationstechnik) konnte (...) bis mdst. ins 16. Jh. v.Chr. zurückverfolgt werden (...).“

<sup>76</sup> S. hierzu die Bemerkung von Bennet 1997, 523: „The most convincing evidence of the existence of epic in the Bronze Age is linguistic ...“.

- Ebenso lässt sich gemäss § 15.2 die Existenz von sonantischem \*/r/ – und somit ein vormykenisches Relikt – auch in anderen zur Diskussion gestellten Versen beziehungsweise Versteilen nicht sichern.
- Weitere sprachliche Archaismen – so die Existenz von konsonantisch gemessenem /# b/ oder die Tmesis – nötigen uns gemäss §§ 15.3-4 erst recht nicht dazu, die Ursprünge der epischen Formelsprache in vormykenische oder mykenische Zeit zu versetzen. Und zwar selbst dann nicht, wenn man sich gewisse homerische Sprachbausteine aus einem älteren Versmass – etwa einem „indogermanischen“ Kurzvers – übernommen denkt.

§ 9.3: Es lohnt sich allerdings, in Vorgriff auf das in § 10 behandelte Thema auf eine grundsätzliche Schwäche in der universalhistorisch-pragmatischen Argumentation ausführlicher einzugehen. Selbst wenn wir entgegen § 9.2 annehmen, dass Hom., Il. Π 857 (= X 363) eine „Formel“ vormykenischen Datums \*... *l<sup>i</sup>k<sup>u</sup>óns' ā.n<sup>g</sup>tá.t'* i.d<sup>e</sup> 'j<sup>é</sup>g<sup>u</sup>án/ fortsetzt, bleibt etwas unerklärt: der Weg, auf dem dieser Sprachbaustein über Jahrhunderte und die mykenische Epoche hinweg ins Epos des ersten Jahrtausends transportiert worden wäre. Die naheliegende Annahme, ganze Versteile seien in memorierter Form tradiert worden, widerspricht dabei den aktuellen Erkenntnissen, die wir zur Versifikationstechnik der Epen-dichter gewonnen haben und wie sie in § 18.1 ausführlich dargestellt sind.

Gemäss dem von Visser 1987, 26ff. entwickelten generativen Modell der mündlichen Versifikationstechnik besteht ein homerischer Vers so aus drei Bausteinen: erstens aus den Determinanten (z.B. Anthroponyme), zweitens aus den peripheren Variablen (v.a. Verben und Konjunktionen), drittens aus den freien Ergänzungen (z.B. Epitheta ornantia und Appositionen). Zur Illustration der Versproduktion zieht Visser 1988, 27ff. das Beispiel der homerischen Tötungsszenen heran: Determinanten einer solchen Szene sind der Name des Tötenden sowie der Name des Getöteten. Die metrische Gestalt dieser beiden Angaben bedingt nun die Wahl der ersten Variablen, des Verbums für „töten“. Hier kann der Sänger aus einem Satz metrisch komplementärer Homonyme wählen. Ergänzt wird der Vers durch die syntaktisch geforderte Konjunktion als

zweite Variable. Den Freiraum, der nach Festlegung der vier semantisch notwendigen Elemente verbleibt, füllt der Sänger nach Belieben mit freien Ergänzungen (s. hierzu Grafik 5 auf Seite 95).

Das generative Modell von Visser hat für die Frage nach dem Alter der homerischen Formelsprache die folgende, ganz entscheidende Konsequenz. Ein Halbvers wie das rekonstruierte *\*l̄... li<sup>k</sup>óns' ā.n̄<sup>g</sup>tā.t' i<sup>d</sup>e<sup>k</sup>jégtān/* kann nicht als Formel gelten. Oder anders formuliert: Ein mündlich improvisierender Epensänger kommt nie in die Situation, einen aus den Anfängen des Epos tradierten Halbvers in seine Dichtung zu integrieren. Wer den Begriff der „Formel“ für eine Altersbestimmung der homerischen Epen heranziehen will, muss sich vielmehr an der neuen Umschreibung einer „Formel“ orientieren. Eine homerische „Formel“ ist keine feststehende Wortverbindung. Die Bestimmung „formelhaft“ kann nunmehr nur für metrisch verschiedenwertige periphere Variablen beziehungsweise freie Ergänzungen gelten: also etwa die verschiedenen Verben des „Tötens“ oder Adjektive mit nur geringem semantischem Eigenwert, die den Hexameter füllen.

Diese Definition kommt einem Abschied vom klassischen Formelbegriff nahe. Das Alter der epischen Sprache bestimmt sich nunmehr nach dem Alter dieser formelhaften Elemente. Der Versuch einer Altersbestimmung unter den neuen Parametern ist von den Verfechtern des universalhistorisch-pragmatischen Theoriegebäudes nicht unternommen worden. Provisorische Überlegungen, die in § 18.2 angestellt werden, deuten jedoch darauf, dass keiner der formelhaften Sprachbausteine des Epos zwingend älter als die postmykenische Epoche sein muss.

Damit ist der endgültige Nachweis, die Sprache des Epos stamme aus einer vormykenischen Epoche, vorerst nicht erbracht. Gleichzeitig entfällt eines der Argumente zugunsten der Behauptung, ein historischer bronzezeitlicher Konflikt zwischen Griechen und Troianern hätte – quasi in Echtzeit – ins Epos einfließen können.

## § 10: Eine luwische „Wilusiade“ als Vorbild für das Epos?

§ 10.1: Trotz der in § 9 angemeldeten Zweifel ist die Möglichkeit einer mykenisch-griechischen Epik noch nicht völlig ausgeschlossen. Denn

wie unsere Grafik in § 2.2 zeigt, kann diese Möglichkeit durch ein weiteres Argument gestützt werden: Nach der im Jahre 1986 veröffentlichten These von Calvert Watkins zeigt das homerische Epos phraseologische Anlehnungen an epichorische kleinasiatische Dichtung – konkret an ein luwisches Lied um *Uluša*, eine so genannte luwische „Wilusiade“. Solche Anlehnungen sind selbstverständlich nur möglich, wenn die mykenischen Griechen spätestens in der ausgehenden Bronzezeit eine Epen-dichtung kannten. Überraschenderweise stehen die Vertreter der universalhistorisch-pragmatischen These gerade diesem Argument skeptisch gegenüber. Latacz 2001, 112f. verweist so zurückhaltend auf die zweifelhafte Interpretation der betreffenden luwischen Textstellen (s. Anm. 80). Da die meisten philologischen Bedenken heute aber ausgeräumt sind<sup>77</sup>, lohnt es sich, die Möglichkeit luwischer Interferenzen zu prüfen.

Den Ausgangspunkt für die These einer luwischen „Wilusiade“ bilden hethitische Ritualtexte (so genannte „heilige Lieder“), die von der Praxis des luwischen Kults in Ištanuwa zeugen<sup>78</sup>. Auf einer dieser Texte, KBo IV.11, 45f. findet sich die folgende Passage: (hethitischer Text) EGIR-ŠU <sup>D</sup>šu-ya-šu-na-an e-ku-zi | (luwischer Text) ab-ha-ta-ta a-la-ti a-ú-i-en-ta ú-i-lu-ša-ti „Danach trinkt er auf Šuwašuna (sc. und singt): Als sie vom hohen Uluša kamen“<sup>79</sup>.

Als erster verweist Watkins 1986, 58ff. auf die Ähnlichkeit zwischen dem „hohen Uluša“ des luwischen Liedanfangs und dem „hohen Ilios“ der griechischen Ilias ("Ιλιος αἰπεινή, "Ιλιον αἴπου). Über den Hintergrund

<sup>77</sup> Mehrheitlich stösst Watkins Wiedergabe der Textstellen auf Zustimmung (vgl. so die einzelnen Einträge im Lexikon von Melchert 1993).

<sup>78</sup> Vgl. für die im Folgenden zitierten keilschriftluwischen Textstellen die Edition bei Starke 1985, 339ff. bzw. 221ff.

<sup>79</sup> Einen ähnlichen Wortlaut erkennt Watkins 1986, 60 im luwischen Textstück KUB XXXV.102(+)103 Rs. III 11ff: a-a-la-ti-it-ta a-ab-ha LÚ-iš a-ú-i-ta / | GİR<sup>MES</sup>-ta-du tar-ú-e-ja i-iš-ša-ra-d[u | du-ú-ya-za-an ti-ja-am-mi-in du-ú-pi-ta | ša-ar-ra u/- Jx-la tar-ši-i-ta /. Hierbei schlägt er für Zeile 11 die Ergänzung a-a-la-ti-it-ta a-ab-ha LÚ-iš a-ú-i-ta [ú-i-lu-ša-ti vor und übersetzt diese Passage wie folgt: „Als der Mann vom hohen [Uluša] kam, waren seine Füsse breit, seine Hände [...]. Er schlug die dūyazza- (weite?) Erde. Er ...“ – Vgl. für eine erweiterte Argumentation nun auch Watkins 1995, 144ff.

dieser phraseologischen Parallelen äussert sich Watkins wie folgt: „The semantic identity of the epithets in «steep Wilusa» and «steep (W)iliros» could be just an elementary parallel. But that is what the site looked like; which suggests the phrase in each language goes back to an eyewitness, or that one translates the other. Is the epithet a shared convention between the two languages, Luvian and Greek?“ (l.c., 62). Das Zitat zeigt, dass Watkins eine Lehnübersetzung nur als eine von mehreren Möglichkeiten zur Erklärung der phraseologischen Parallelen betrachtet. Trotz Watkins zurückhaltender Beurteilung stösst die These rasch auf begeisterte Zustimmung<sup>80</sup>. Der Ansatz eines luwischen „Lieds von Uluša“ – einer luwischen „Wilusiade“, derer sich eine bronzezeitliche griechische Ependichtung bedient haben soll – findet in der Folge weite Anerkennung.

§ 10.2: Wie bereits in § 9.3 (im Falle der homerischen Formelsprache) ist es auch hier sinnvoll, die Konsequenzen der Argumentation konsequent zu prüfen. Vor allem ist die Frage zu klären, auf welche Weise man sich die Übernahme luwischer Phraseologie ins griechische Epos vorzustellen hat.

Hierbei will ich nicht auf Einzelheiten eingehen, deren Beantwortung nur anhand von spekulativen Überlegungen möglich ist: So etwa auf die Frage, ob einem hypothetischen mykenischen Sänger eine luwische „Wilusiade“ in schriftlicher Form vorlag oder ob er sich durch eine mündliche Darbietung inspirieren liess. Ferner, ob dieser Sänger selbst zweisprachig gewesen ist oder auf eine Übersetzung der luwischen Erzählung angewiesen war – was wiederum stark für eine schriftliche Vorlage sprä-

---

<sup>80</sup> Systematische Zweifel an Watkins Interpretation äussert einzig Starke 1990, 603 bzw. 1997, 473, Anm. 78 – dies allerdings aus philologischer Warte. So erkennt Starke in *ala*- ein Substantiv „Meer“ und übersetzt die Passage KBo IV.11, 46 mit „als sic vom Meer herkamen, von Uluša“. An den geographischen Implikationen ändert Starkes Interpretation nichts; der These von anatolischen Einflüssen auf das griechische Epos ist sie jedoch abträglich.

- - che. Schliesslich, ob dieser Sänger selbst des Schreibens mächtig war oder den luwischen Wortlaut in griechischer Übersetzung memorierte<sup>81</sup>.

Vielmehr möchte ich mich auf eine Frage beschränken: Wie kann ein luwisches Epitheton lehnübersetzt in die epische Sprache integriert werden? Gemäss dem in § 9.3 revidierten Begriff der epischen „Formel“ ist die Vorstellung abzulehnen, wonach zu einem beliebigen Zeitpunkt des griechischen Epos eine Junktur „hohes Ilios“ in das Formelrepertoire Aufnahme findet. Vielmehr kann sich unser hypothetischer Dichter einzigt bei der Wahl des Beiorts αἰτεινή beziehungsweise αἰτύ als freie Ergänzung von einem luwischen Vorbild beeinflussen lassen. Wie die Zusammenstellung bei Visser 1997a, 92f. zeigt, nehmen „Ιλιος αἰτεινή und Ιλιον αἰτύ im homerischen Epos eine exklusive Rolle ein: „Ιλιος αἰτεινή füllt als einzige mögliche Junktur die Versposition VA – - - - B1 (vgl. Hom., Il. O 558 „Ιλιον αἰτεινήν ἐλέειν κτάσθαι τε πολίτας; analog im Akkusativ bzw. Genitiv), „Ιλιον αἰτύ die Versposition A1 – - - (vgl. Hom., Il. O 71 „Ιλιον αἰτύν ἔλοιεν Ἀθηναίης διὰ βουλάς). Diese fixen Verspositionen bedeuten: αἰτεινή und αἰτύ sind als freie Ergänzungen fest in das System epischer Versifikation integriert. Sie müssen daher aus den Urzeiten des epischen Troilstoffs stammen. Oder anders formuliert: Sie müssen so alt wie der Troilstoff selbst sein.

Ist das Beiwort αἰτεινή/αἰτύ nun im Sinne des von Watkins initiierten Gedankens von einem anatolischen Vorbild inspiriert, muss die griechische Lehnübersetzung zur Geburtsstunde der epischen Troingeschichte erfolgt sein. Dies wiederum lässt nur für zwei Möglichkeiten Platz:

- Erste Möglichkeit: Das Aufkommen einer griechischen Epik ist direkt mit dem Handlungsstoff um Troia verbunden. αἰτεινή/αἰτύ werden in den Anfängen der griechischen Epik aus dem Luwischen

<sup>81</sup> Zu all diesen Fragen ist keine endgültige Antwort möglich. Aus der Beobachtung mündlicher Dichtungstradition in anderen Literaturen der Welt geht hervor: Überlappungen zwischen mündlicher und schriftlicher Dichtung sind in mannigfacher Weise belegt. Ebenso lässt sich auf Grund der Epentypologie keine klare Trennungslinie zwischen mündlicher und partiell memorierter, d.h. im Vorfeld des mündlichen Vortrags vorbereiteter Dichtung ziehen. Vgl. hierzu Finnegan 1976, 137ff. bzw. 144ff.

lehnübersetzt. Sie finden problemlos im epischen Formelschatz Aufnahme, da das System der metrisch differenzierten Homonyme zu diesem frühen Zeitpunkt im Bereich der freien Ergänzungen noch Lücken aufweist<sup>82</sup>.

- Zweite Möglichkeit: Das griechische Epos ist älter als der Handlungsstoff um Troia. Dieser wird nachträglich unter anatolischem Einfluss in die griechische Epik aufgenommen. Somit gelangt unter anderem das Toponym "Ιλιος" neu in die Epensprache. Um es möglichst variabel im Vers zu verwenden, eignen sich die Sänger einen neuen Satz freier Ergänzungen an. Hierbei greifen sie auch zu Lehnübersetzungen aus einem anatolischen Vorbild.

Einen Kompromiss zwischen beiden Möglichkeiten – also die Annahme, eine mykenische Ependichtung um Troia sei nachträglich um luwische Elemente angereichert worden – gibt es nicht. Zur Plausibilität der beiden Möglichkeiten ist folgendes festzustellen:

- Die erste Möglichkeit impliziert, dass das griechische Epos in direkter Nachfolge zu einem troianischen Krieg, also frühestens in spätmykenischer, wahrscheinlicher aber in postmykenischer Periode aufgekommen ist. Diese postmykenische Periode LH IIIC reicht vom Zusammenfall der mykenischen Palastverwaltung nach 1200 v.Chr. bis ca. 1050 v.Chr. Sie ist schriftlos, zeugt ansonsten aber von einer nostalgischen Nachblüte der mykenischen Kultur<sup>83</sup>. Sie böte demnach ideale Voraussetzungen für das Aufkommen einer vergangenheitsorientierten, nota bene gänzlich mündlichen Ependichtung<sup>84</sup>. Die erste Möglichkeit führt somit zu einer Revision der universalhi-

---

<sup>82</sup> Vgl. hierzu auch die Bemerkungen in Anm. 37 zu einer frühen semantischen Opposition von "Ιλιος" und "Τροιη" beziehungsweise ihrer Beiwörter.

<sup>83</sup> Eine Beschreibung dieser postmykenischen Periode LH IIIC bietet Deger-Jalkotzy 1991a.

<sup>84</sup> Dass die Periode LH IIIC den besten Nährboden für eine Ependichtung bietet, betont auch Latacz 1997, 34ff. – der aber, wie gesagt, im Sinne seiner universalhistorisch-pragmatischen These von einem früheren Entstehungszeitpunkt des Epos ausgeht.

- storisch-pragmatischen Position, ist aber mit den Erkenntnissen anderer altertumswissenschaftlicher Disziplinen kompatibel.
- Die zweite Möglichkeit ist grundsätzlich denkbar. Sie hat jedoch weitreichende literaturgeschichtliche Konsequenzen, da sie eine gänzlich fremde Herkunft des Handlungsstoffs um Troia impliziert.

§ 10.3: Damit zeigt sich, dass Watkins Annahme einer luwischen „Wilusiade“ als Vorbild für die Kulisse der griechischen Ilias nicht endgültig abzulehnen ist. In der Praxis stellen sich ihr selbstverständlich deutliche Hindernisse entgegen: So ist das „hohe *Ilios/Uiluša*“ bis anhin das einzige Beispiel geblieben, an dem sich solche direkten phraseologischen Interferenzen aufzeigen lassen<sup>85</sup>. Ferner übernimmt die so genannte luwische „Wilusiade“ eine feste Rolle innerhalb eines Festrituals und ist trotz mündlicher Präsentation bereits schriftlich festgelegt<sup>86</sup>. Sie hat damit ganz andere Funktionen als das mehrheitlich der künstlerischen Darbietung dienende griechische Epos<sup>87</sup>. Ob eine Übernahme zwischen Dichtungsgattungen solch unterschiedlichen Kontexts und unterschiedlicher Funktion möglich ist, muss erst noch nachgewiesen werden. Überhaupt geht die luwische „Wilusiade“ im Kern auf das 16. Jahrhundert zurück<sup>88</sup> und wird sicher keinen griechisch-troianischen Konflikt zum Thema ge-

<sup>85</sup> Hingegen sind indirekte phraseologische Interferenzen anatolischer Sprachen auf das Griechische – sprich: Interferenzen, die sich nicht an einer ganz bestimmten Lehnübersetzungs-Situation festmachen lassen – in der Vergangenheit mehrfach postuliert worden. Ich verweise hierzu exemplarisch auf Puvel 1991, 13ff., der die Popularität von σκ-Präsentien bei Homer (bzw. im Oستionischen) durch Einfluss seitens des Hethitischen (mit analogen šk-Bildungen) erklärt (vgl. ib. S. 20: „If indeed the East Ionic epic -σκε- conjugation is of Anatolian inspiration, it may be less due to conscious copying than to a kind of «Sprachbund» effect cutting across contiguous or overlapping linguistic boundaries ...“).

<sup>86</sup> Das Nebeneinander von mündlicher und schriftlicher Dichtung im Vorderen Orient der Bronzezeit beschreibt West 1997a, 590ff.

<sup>87</sup> Zu den funktionalen Unterschieden mündlicher Dichtungsgattungen s. Opaland 1983, 155f.

<sup>88</sup> S. Starke 1985, 301ff.

habt haben. Ob sie deshalb als Vorbild für griechische Epen dichter geeignet war, ist fraglich.

Gesamthaft müssen wir feststellen, dass die Annahme eines bronzezeitlichen, anatolischen Vorbilds für die Ilias zwar denkbar, aber keinesfalls bewiesen ist. Somit entfällt auch ein zweites Argument zugunsten der Annahme, eine bronzezeitliche griechische Epopäie habe als Transmissionsgefäß einer alten Erzählung um einen realen griechisch-troianischen Konflikt gedient.

## § 11: Die Ilias – archaisierend oder historisch authentisch?

§ 11.1: Wir haben in § 3 die Frage gestellt, welche Beweiskraft die sprachwissenschaftlichen Argumente innerhalb des universalhistorisch-pragmatischen Theoriegebäudes besitzen. Diese Frage kann nach den Ausführungen in §§ 5 bis 10 nun wie folgt beantwortet werden:

- Es kann kaum Zweifel darüber bestehen, dass das homerische Toponym „*Ilioç*“ auf das in hethitischen Texten genannte *Uluša* referiert. Die erste Namensentsprechung ist nicht zu beanstanden (s. in § 5).
- Problematischer verhält es sich bei der zweiten Namensentsprechung „hom. *Tpoiñ* ~ heth. *Taruša*“. Sie ist formal zwar einwandfrei, funktional jedoch nach gegenwärtigem Kenntnisstand nicht haltbar (s. in § 6). Dies gestattet den Schluss, dass Homer zur Gestaltung seiner Troia-Kulisse zwar auf altes, bronzezeitliches Namensmaterial zurückgreift, dieses Namensmaterial funktional jedoch verfremdet. Einfacher gesagt: „*Ilioç*“ bzw. *Tpoiñ* sind die gräzisierten Varianten der bronzezeitlichen Toponyme *Uluša* bzw. *Taruša*. Sie stehen bei Homer jedoch nicht für die historischen Lokalitäten *Uluša* bzw. *Taruša*, sondern für literarische Konstrukte.
- Dieselbe Technik der Wiederbelebung und Umfunktionierung eines alten Toponyms wendet Homer möglicherweise im Falle der Benennung seiner *'Aχαιoi*“ an. Deren Verknüpfung mit dem bronzezeitlichen Toponym *Aḥbiyaya* scheitert in formaler wie funktionaler Hinsicht (s. in § 7). So können die *'Aχαιoi* sekundär ins Epos geraten sein: einerseits in volksetymologischer Annäherung an das griechi-

sche Toponym *\*/Ak<sup>b</sup>aiyā/<sup>89</sup>*, andererseits in Erinnerung an historische Beziehungen, die zwischen *Aḥbiyaya* und mykenischen Griechen im zweiten Jahrtausend bestanden haben (s. in § 8).

- Die Frage nach dem Alter der homerischen Formelsprache endet für die Vertreter der universalhistorisch-pragmatischen Hypothese bestenfalls mit einem „non liquet“. Keinesfalls lässt sich jedoch die Behauptung aufrechterhalten, das homerische Epos habe seine Wurzeln noch in vormykenischer Zeit – und habe deshalb als Vehikel für den Bericht eines historischen Konflikts zwischen Trojanern und mykenischen Griechen gedient (s. in § 9 – die ausführliche Argumentation ist in Teil 2, §§ 12ff. nachgereicht).
- Ähnlich verhält es sich mit der Behauptung, der homerischen Ilias liege ein Stück anatolischer Epik aus der Bronzezeit zugrunde – weshalb Homers Bericht authentisch sein müsse. Die Existenz einer luwischen „Wilusiade“ lässt sich in Theorie zwar nicht ausschliessen, ist jedoch keinesfalls bewiesen. Es kommt hinzu, dass die Annahme eines solchen Vorbilds allenfalls weitreichende literaturgeschichtliche Konsequenzen besäße (s. in § 10.2).

§ 11.2: Diese Einschätzung der sprachwissenschaftlichen Bausteine lässt das gesamte universalhistorisch-pragmatische Theoriegebäude in neuem Licht erscheinen. So bedarf die in § 2.2 vorgestellte analytische Grafik einer deutlichen Revision. Die revidierte Grafik 4 ist auf Seite 57 abgebildet. In ihr sind die durch sprachwissenschaftliche Einzelargumente nicht (mehr) gestützten Hauptargumente aufgehellt. Die Hauptargumente oberhalb der gestrichelten Linie sind weiterhin linguistisch abge-

<sup>89</sup> Dass die volksetymologische Annäherung gerade an das Toponym *\*/Ak<sup>b</sup>aiyā/ > Ἀχαία* erfolgt, ist gewiss kein Zufall. Das nordpeloponnesische Achaia ist eines der postmykenischen Rückzugszentren und erlebt in LH IIIC eine Blüte (s. Deger-Jalkotzy 1991b) – also in derjenigen Periode, die gemäss § 10.2 beste Voraussetzungen für die Genese einer Heldenepik bietet. Gemäss einer antiken Sagentradition ist denn auch Achaia auf der Peloponnes Urheimat der Ioner vor deren Aufbruch nach Kleinasiens (s. Prinz 1979, 341ff.). Damit ist ein Bezug von Achaia zu Ionen und damit zu den Wurzeln der Epik gegeben (vgl. auch § 15.1 zum altionischen Kern des Epos).

stützt. In welchem Masse sie auch archäologisch und historisch begründet sind, kann diese Schrift selbstverständlich nicht entscheiden. Die Diskussion hierzu ist weiterhin im Gange und ohne Zweifel noch nicht entschieden<sup>90</sup>.

§ 11.3: Bezeichnend hierbei ist, dass nach dem Wegfall der meisten linguistischen Argumente die Beweiskette erheblich ausgedünnt ist. Die Behauptung, Homers Ilias führe uns einen realen Schauplatz vor Augen beziehungsweise verarbeite einen realen Konflikt auf literarische Weise, hängt nur noch an einem Argument: am Zeugnis der im Jahre 1996 in Theben gefundenen Tafeln in Linear B.

Diese frühgriechischen Zeugnisse nennen in beschränktem Masse Lokalitäten des bronzezeitlichen Böotiens, die in postmykenischer Epoche nachweislich lange Zeit unbesiedelt geblieben und später ausschliesslich im Schiffskatalog der Ilias bezeugt sind<sup>91</sup>. Die im Schiffskatalog gezeichnete Landkarte Böotiens entspricht also nicht dem Bild des ersten Jahrtausends. Die einzige plausible Erklärung hierfür lautet: Homers Ilias nimmt Bezug auf bronzezeitliches geographisches Wissen. Ohnehin spricht für das Alter des Schiffskatalogs die strukturelle Ähnlichkeit seiner individuellen Einträge mit mykenischen Listen wie der pylischen An-Serie (den so genannten „oka-Tafeln“), die jeweils – wie der Schiffskatalog – einzelne Truppenkontingente verzeichnen<sup>92</sup>.

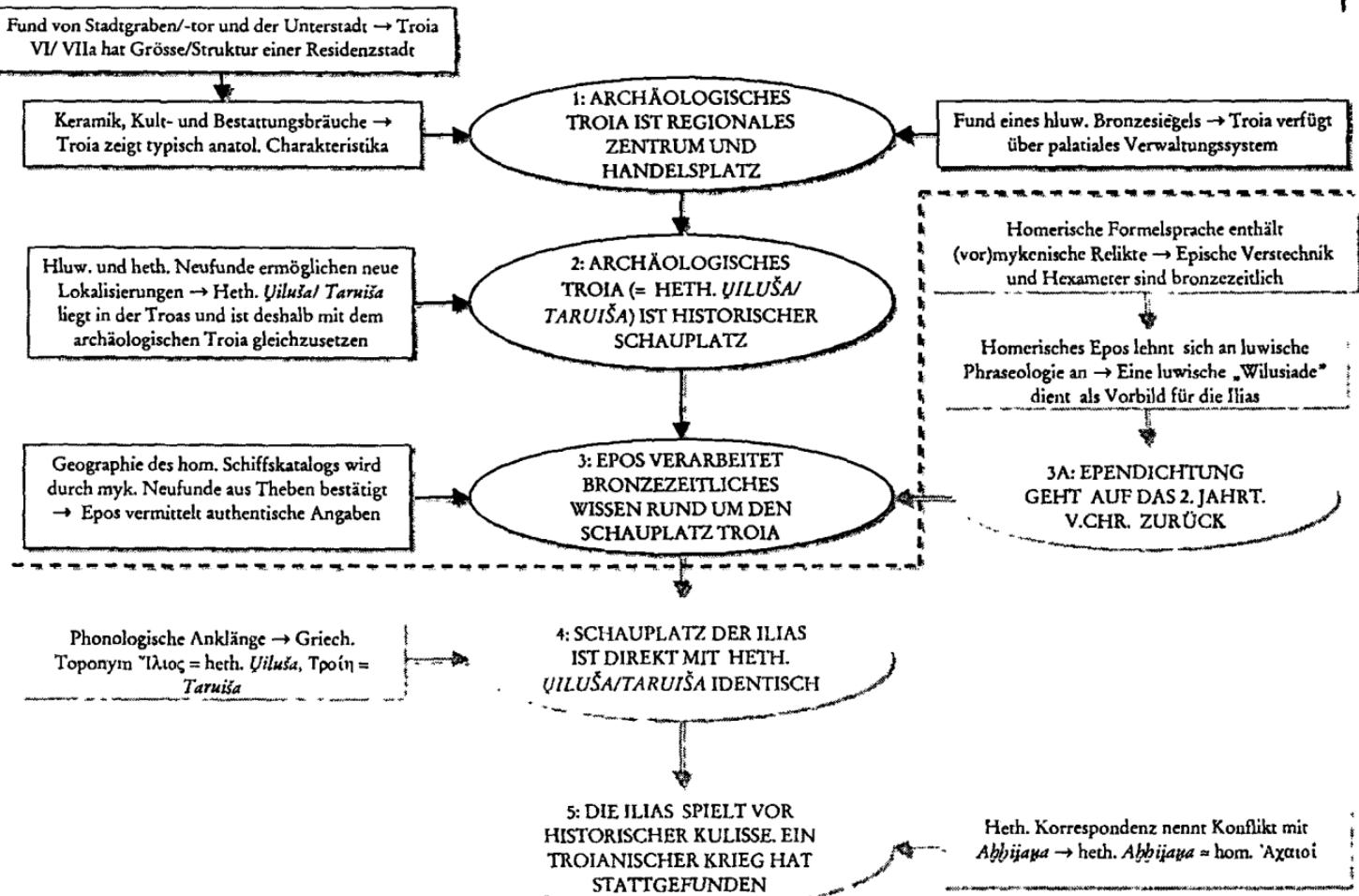
Die Parallele des Schiffskatalogs zu den Tafelfunden aus Theben beweist, dass die Ilias grundsätzlich altes Wissen transportieren kann. Diese Annahme ist nicht im übrigen nicht folgenschwer. Sie wird bereits durch die Toponyme *Iλιος* und *Tροίη*, deren Suffixsubstitution auf eine frühe Übernahme deutet, impliziert (vgl. §§ 5.2 und 6.2).

<sup>90</sup> Für den Stand der archäologischen und althistorischen Diskussion verweise ich auf die Stellungnahme von Easton et al. 2002, die über den Stand der Diskussion orientiert und – obschon eindeutig Stellung nehmend – einen Überblick der gegensätzlichen Ansichten liefert.

<sup>91</sup> S. Latacz 2001, 291ff. sowie Aravantinos-Godart-Sacconi 2001, 355ff.

<sup>92</sup> Eine inhaltliche Übersicht der pylischen An-Serie vermitteln Hiller-Panagl 1976, 117ff.

Grafik 4: Revidierte Struktur der Argumentation



Lässt sich aus unseren Überlegungen schliessen, dass Homers Stoff gesamthaft der Bronzezeit entsprungen sein muss? Wohl kaum! Denn geographisches Wissen kann nur allzu leicht losgelöst von jeglichen historischen Zusammenhängen tradiert werden. Was speziell den Schiffskatalog betrifft, so mag eine solche Zusammenstellung in memorierter Form überlebt haben. Das besondere Genre der Katalogdichtung schliesst nota bene gerade aus, dass die Memorierung in einem epischen Rahmen erfolgt ist. Dass Homer aus diesem Fundus geographischer Bezeichnungen schöpfte beziehungsweise gewisse Lokalitäten wiederbelebte, indem er sie zum Schauplatz eines in die Vergangenheit versetzten Geschehens machte, ist mindestens ebenso plausibel wie die Alternativannahme – dass diese Toponyme bereits in der Bronzezeit im Rahmen einer authentischen Troia-Geschichte ins Epos gelangten.

§ 11.4: Ziehen wir ein abschliessendes Fazit: Sprachwissenschaftliche Argumente spielen im universalhistorisch-pragmatischen Theoriegebäude eine tragende Rolle. Eine genaue Analyse dieser Argumente zeigt jedoch, dass ihre Aussagekraft begrenzt ist. Zwar widerlegen sie nicht direkt die Hypothese, das Epos beruhe auf einer historischen Erzählung über einen bronzezeitlichen Konflikt zwischen Griechen und Kleinasiaten. Doch gestatten – wenn nicht sogar empfehlen – sie ein Alternativzenario: Dass sich der Dichter der Ilias einer historischen Rekonstruktion bedient, deren Bausteine durchaus aus der Bronzezeit überlebt haben können. Dieses Fazit deckt sich mit den Erkenntnissen anderer Disziplinen. So steht aus archäologischer Warte fest, dass Homers Epik nicht authentisch die bronzezeitlichen Gegebenheiten reflektiert, sondern den Zustand des angehenden ersten Jahrtausends schildert<sup>93</sup>. Bronzezeitliche Reminiszenzen im Epos dienen der Legimitation, ihre Darstellung ist zudem oftmals verfälscht<sup>94</sup>.

<sup>93</sup> S. die Übersicht bei Crielaard 1995b.

<sup>94</sup> Ein anschauliches Beispiel hierfür nennt Shelmerdine 1995. Die Autorin weist nach, dass in mykenischer Zeit die Verarbeitung von Textilien mit Öl durchaus der Alltagspraxis entspricht, während bei Homer die „scheinenden“ Gewänder nur noch den Göttern vorbehalten sind. Daraus folgert Shelmerdine, l.c., 104: „We may therefore suggest a second reason for the Homeric tendency to ascribe fragrant clothing to divinities. It is, after all,

Aus linguistischer wie archäologischer Warte trifft deshalb folgende Aussage zu: Die Ilias ist weniger authentisch als vielmehr archaisierend. Sie ist deshalb als historische Quelle nur von bedingtem Wert.

---

typical of epic to romanticize the Mycenaean past." Und weiter: „It thus seems very likely that this is yet another case where a Bronze Age practice is discontinued, but plays a distorted and specialized role in Homer.“

## § 12: Die Hexameterfrage

§ 12.1: Das Alter des Hexameters beziehungsweise der homerischen Formelsprache ist ein zentraler – wenn auch nicht unverzichtbarer – Pfeiler der universalhistorisch-pragmatischen Beweisführung (s. in § 3.2). Das Thema ist komplex und in § 9 nur überblicksmässig abgehandelt worden. Es soll nunmehr im zweiten Teil dieser Schrift ausführlich zur Sprache kommen.

Wie in § 9.1 gezeigt, macht sich die universalhistorisch-pragmatische Argumentation eine Altersbestimmung des Hexameters beziehungsweise der homerischen Formelsprache wie folgt zu eigen:

- Homers Dichtung ist durch eine phraseologisierte („formelhafte“) Sprache gekennzeichnet. Dies lässt darauf schliessen, dass dem literarischen Genre „Epos“ eine mündliche Sängertradition beziehungsweise eine entsprechende mündliche Kompositions-Technik zugrunde liegt<sup>95</sup>.
- Integraler Bestandteil dieser mündlichen Kompositions-Technik – und damit Grundlage für das literarische Genre „Epos“ – ist das Versmass des Hexameters.
- Der Hexameter hat nachweislich bereits in der ersten Hälfte des zweiten vorchristlichen Jahrtausends existiert. Damit besteht kein Hindernis, für eine (vor)mykenische Phase bereits eine mündliche Improvisationsdichtung und damit die Wurzeln des späteren Epos anzusetzen.
- Folglich haben auch die mykenischen Griechen über eine mündliche Improvisationsdichtung verfügt. Sie waren deshalb in der Lage, ein

---

<sup>95</sup> Dass die homerischen Epen auf eine mündliche Sängertradition zurückgehen, nehme ich als gegeben an (s. für die allgemeinen Kriterien mündlicher Dichtungstradition Miller 1982, 4ff.). Den Terminus „Formel“ versuche ich vorerst durch andere Begriffe (z.B. „Phraseologismen“) zu substituieren oder ihn relativierend in Anführungszeichen zu setzen. Die Motive hierfür erläutere ich in § 18.1.

allfälliges historisches Ereignis wie den troianischen Krieg umgehend literarisch zu verarbeiten und zu konservieren.

§ 12.2: Wir sehen aus dieser Argumentationskette, dass die Frage nach der Historizität des troianischen Kriegs unmittelbar mit der Frage nach dem Alter des homerischen Hexameters verknüpft ist:

- Ist der Hexameter bereits den mykenischen Griechen bekannt, so kann der authentische Stoff um einen realen troianischen Krieg in Echtzeit erfasst und über Sänger-Generationen mündlich transportiert worden sein, um schliesslich in die schriftlich fixierten Epen Homers einzufliessen.
- Ist der Hexameter jedoch erst in postmykenischer Zeit – also grob gesagt nach 1200 v.Chr. – aufgekommen, entfällt ein wesentlicher Mosaikstein in der Argumentation zugunsten der Historizität des troianischen Kriegs. Denn ihre Verfechter müssten in diesem Fall nach einem Vehikel suchen, das einen mykenischen Bericht über die Ereignisse um Troia für die Nachwelt – das heisst: für die spätere Ependichtung in Hexametern – konserviert hätte.

Aus universalhistorisch-pragmatischer Sicht scheint die Frage entschieden. In den Worten von J. Latacz: „Die Experten der griechischen und der indogermanischen Sprachwissenschaft haben in den letzten etwa zwanzig Jahren einen logischen Bau errichtet, der unter ihnen selbst inzwischen allerseits anerkannt (...) ist. Er besagt, daß diese Tradition des Hexameter-Dichtens bei den Griechen bereits mindestens im 16./15. Jahrhundert v.Chr. geübt worden ist, also schon rund 800 Jahre vor Homer die gängige Art dichterischen Erzählens war.“<sup>96</sup>

Wie präsentiert sich der von J. Latacz angesprochene „logische Bau“ im einzelnen? Und: Ist die universalhistorisch-pragmatische Zuversicht berechtigt? Der zweite Teil meiner Schrift will diese Frage klären und geht zu diesem Zweck auf folgende Fragen ein:

---

<sup>96</sup> So nach Latacz 2001, 309f. S. ferner das Zitat in Anm. 75.

- Welches sind die Argumente zugunsten der Existenz eines vormykenischen Hexameters (§ 13)?
- Ist es aus versgeschichtlicher Sicht zwingend, den Hexameter bereits für eine mykenische (oder gar vormykenische) Phase anzusetzen (§ 14)?
- Existieren sprachgeschichtliche Argumente, die an der Existenz eines mykenischen (oder gar vormykenischen) Hexameters zweifeln lassen (§ 15)?
- Was ergibt sich aus literaturgeschichtlicher Sicht zum Alter des Hexameters (§ 16)?
- Welcher Gesamteindruck ergibt sich aus der Synopse vers-, sprach- und literaturgeschichtlicher Daten (§ 17)?
- Eröffnen sich neue Wege für eine Herkunfts- und Altersbestimmung des Hexameters (§ 18)?

### § 13: Argumente zu Gunsten eines vormykenischen Hexameters

§ 13.1: Gemäss § 12 gehen die Verfechter der Historizität des troianischen Kriegs von der Annahme aus, das Versmass des Hexameters sei den mündlich-improvisierenden Dichtern bereits in mykenischer Zeit zur Verfügung gestanden. Hierfür berufen sie sich massgeblich auf gewisse Hexameter-Verse der homerischen Epen, die Abweichungen vom Standard-Hexameter aufweisen.

Im einzelnen verläuft die Argumentation in drei Schritten:

- Der Standard-Hexameter weist folgende Gestalt auf<sup>97</sup>:  

$$1 - \text{VV} 2 - \text{VV} 3 - \text{VV} 4 - \text{VV} 5 - \text{VV} 6 - \text{V} ||$$

---

<sup>97</sup> Zu Einzelheiten über die metrische Gestalt des Hexameters sei auf die übersichtlichen Darstellungen von West 1997b und Nünlist 2000 verwiesen.

- Grundsätzlich können homerische Verse Abweichungen von diesem Standardmuster zeigen. Mehrheitlich lassen sich solche vom Standardmuster abweichenden Verse auf einen regulär gebauten Hexameter zurückführen, wenn sie in einen älteren Laut- oder Formenstand transformiert werden.
- In einzelnen, seltenen Fällen lassen sich unregelmässige Verse nur dann regularisieren, wenn besonders archaische Lautungen substituiert werden. Lautungen nämlich, die dem mykenischen Zustand entsprechen oder in mykenischer Zeit gar schon überholt sind. Folglich müssen diese Verse beziehungsweise Teile von ihnen spätestens in der mykenischen Phase geprägt worden sein.

§ 13.2: Besonders systematisch wird diese Argumentation von C.J. Ruijgh in verschiedenen Aufsätzen verfolgt. Ruijgh stützt sich auf einige wenige Verse, die als Vertreter einer vormykenischen Ependichtung bis ins erste Jahrtausend erhalten geblieben und bei Homer eingeflossen seien<sup>98</sup>. Zur Veranschaulichung zwei signifikante Beispiele:

(1) Hom., *Il.* Π 857 = X 363: ὄν πότ<sup>2</sup>μον γοό<sup>3</sup>ωσα λι<sup>4</sup>ποῦσ' ἀνδρο<sup>5</sup>τῆτα καὶ ἦβην. Metrisches Schema:  $\bar{1} - \bar{2} \bar{3} \cup \bar{4} \bar{5} \bar{6} \bar{7}$

Die Unregelmässigkeit besteht gemäss § 9.2 darin, dass ἀνδρο<sup>5</sup> /an.dro<sup>5</sup>/ in der Senkung des vierten Fusses die Position der Doppelbrevis einnimmt<sup>99</sup>. Doch wandelt sich dieser Vers in einen völlig regulären Hexameter, wenn wir den zweiten Halbvers nach der trochäischen Zäsur in folgende ältere Lautform zurückversetzen:

\* /... li<sup>1</sup>k<sup>2</sup>óns' ā.nj<sup>3</sup>tá.t' i<sup>4</sup>dē<sup>5</sup>jég<sup>6</sup>ān / ...  $\bar{1} \bar{2} \bar{3} \bar{4} \bar{5} \bar{6} \bar{7}$  ||<sup>100</sup>

<sup>98</sup> S. die jüngeren Darstellungen bei Ruijgh 1985, 153ff. sowie 1995, 73ff.

<sup>99</sup> So etwa nach Ruijgh 1985, 163 sowie 1995, 88f. – Eine aktuelle Übersicht der einschlägigen Argumente zugunsten einer (vor)mykenischen Epik vermiteln ferner Bennet 1997, 523ff. sowie Ruijgh 2000, 218ff.

<sup>100</sup> Da die Konjunktion καὶ mit Sicherheit erst in postmykenischer Zeit aufgekommen ist (s. weiter unten in § 18.2), das mykenische Wort für „und“ /-k<sup>1</sup>e/ aber nicht in Hom., *Il.* Π 857 = X 363 passt, substituiert Ruijgh 1985,

- (2) Hom., *Il.* B 169: εῦρεν ἔπειτ' Ὁδυσσῆα Διὶ μῆτιν ἀτάλαντον  
 (gleicher Verschluss in B 407, B 636, H 47, K 137, Λ 200). Metrisches Schéma – ∙ ∙ ² ∙ ∙ ³ ∙ ∙ | ∙ ⁴ ∙ ! – ⁵ ∙ ! ∙ ∙ ⁶ ∙ ∙ ||

Dieser Vers ist im zweiten Teil nach der trochäischen Zäsur gleich in zweierlei Hinsicht unregelmässig: Im vierten wie im fünften Fuss liegt der Iktus jeweils auf kurzen Silben, die aus synchroner Warte folglich metrisch gelängt skandiert werden müssen – also als /... *Di<sup>i</sup>t<sup>i</sup>mæ<sup>s</sup>tin a.ta<sup>6</sup>lán.ton/ statt /... *Di<sup>i</sup>t<sup>i</sup>mæ<sup>s</sup>tin a.ta<sup>6</sup>lán.ton/*<sup>101</sup>. Auch hier schafft die Substitution einer älteren Lautform sowie zusätzlich einer älteren Kasusform Abhilfe:*

\* /... *Di<sup>i</sup>g<sup>e</sup>j<sup>i</sup>mæ<sup>s</sup>tin<sup>b</sup>a.ta<sup>0</sup>/ ... ∙ ⁴ ∙ – ⁵ ∙ ∙ ∙ ⁶ ∙ x ||*

In Beispiel (1) müssen wir, um einen regelmässigen Hexameter zu erhalten, mit (Akk.Sg.) \*/*anytāta*/ eine Lautform substituieren, die \*/r/ aufweist. Eine Lautform also, die auf den mykenischen Linear B-Tafeln bereits überholt ist, da die Tafeln für älteres \*/r/ stets /<sup>o</sup>Vr<sup>o</sup>, <sup>o</sup>rV<sup>o</sup>/ (also \*/<sup>o</sup>or<sup>o</sup>, <sup>o</sup>ro<sup>o</sup>, <sup>o</sup>ar<sup>o</sup>, <sup>o</sup>ra<sup>o</sup>/) zeigen. In Beispiel (2) setzen wir \*/*batalantos*/ mit anlautendem \*/b<sup>o</sup>/ an, wodurch in \*/*mētin<sup>b</sup>ata<sup>0</sup>*/ die erwünschte Positionsänge zustande kommt. \*/b<sup>o</sup>/ im Range eines vollwertigen Konsonanten ist in mykenischer Zeit noch vorhanden, im psilotischen Dialekt Homers jedoch verlorengegangen<sup>102</sup>.

Die unter (1) und (2) genannten Verse – sowie einige wenige andere – scheinen folglich zu belegen, dass sich gewisse homerische Phraseolo-

163 die Konjunktion *iδέ*. Diese Lösung widerruft Ruijgh 1995, 90f. und sieht \*/*anytāta*/ nun aus einer ursprünglichen, phraseologisch festgelegten Junktur („Formel“) \*/*anytāta meno<sup>s</sup>-k<sup>u</sup>e*/ übernommen. Dieses Detail zeigt die Schwierigkeiten, welche die Restitution vermeintlich mykenischer Lautungen mit sich bringt. Es bleibt bei unserer grundsätzlichen Argumentation aber peripher.

<sup>101</sup> S. Ruijgh 1985, 157 sowie 1995, 77f.

<sup>102</sup> Chantraine 1958, 184ff. – Zusätzlich setzt Beispiel (2) einen Dativ \*/*Di<sup>i</sup>g<sup>e</sup>j<sup>i</sup>*/ voraus, wie er direkt in myk. *di-we* (KN Fp 1.2+, PY Tn 316 v.9) bezeugt ist. Der Ersatz des Dativausgangs \*/-ej<sup>i</sup>/ durch \*/-i/ erfolgt in den Dialekten jedoch erst in postmykenischer Zeit, so dass \*/*Di<sup>i</sup>g<sup>e</sup>j<sup>i</sup>*/ nicht als Argument für die (vor)mykenische Genese dieses Versteils taugt (s. Crespo 1977, 65).

gismen („Formeln“) bereits in vormykenischer beziehungsweise mykenischer Zeit konstituiert haben.

Für das hohe Alter der epischen Sprache soll ein weiteres linguistisches Argument sprechen, das nicht aus unregelmässig gebauten Versen, sondern aus einer allgemeinen Lizenz der homerischen Sprache gewonnen ist: die so genannte „Tmesis“ oder Trennung des Verbums von seinem Präverb, von welcher der Ependichter bei der Versproduktion Gebrauch macht<sup>103</sup>. So etwa in Hom., Il. A 67 βούλεται ἀντιάσας ήμιν ἀπὸ λοιγὸν ἀμύναι oder Γ 34 οὐρέος ἐν βήσης, ὑπό τε τρόμος Ἑλλασθε γυῖα. Die vom Verb losgelöste Stellung des Satzadverbs reflektiert den ererbten Zustand. Im mykenischen Corpus scheint die Univerbierung von Präverb und Verb hingegen bereits mehrheitlich vollzogen. Auch hier entspricht die homerische Sprache auf den ersten Blick einem sprachlichen Zustand, wie er bereits zu mykenischer Zeit überholt ist.

§ 13.3: Die These, wonach sich gewisse „Formeln“ der homerischen Epen bereits in vormykenischer Zeit konstituiert haben, stützt sich folglich auf wenige, vordergründig jedoch einleuchtende linguistische Argumente:

- Erstens auf phraseologisierte („formelhafte“) Versteile, die \*/r/ voraussetzen.
- Zweitens auf phraseologisierte („formelhafte“) Versteile, die anlauendes \*/# b̥/ voraussetzen.
- Drittens auf das Phänomen der Tmesis.

Dementsprechend ist dieser These von philologischer Seite wenig Widerstand erwachsen. So bekennt sich neben J. Latacz etwa auch M.L. West in einem grundlegenden Beitrag zur Genese der griechischen Epik zur These, die Wurzeln der homerischen Dichtungstradition lägen in vormykenischer Zeit<sup>104</sup>.

---

<sup>103</sup> S. Horrocks 1980 und zuletzt 1997, 201f.

<sup>104</sup> S. West 1988 und vgl. insbesondere seine Äusserung: „The significant thing is that certain features of the epic language appear to belong to an earlier stage of Greek than the language of the Linear B tablets ...“ (l.c., 156).

- = Was aber besagen die hier skizzierten Argumente tatsächlich für das Alter des Hexameters (und damit indirekt für die Diskussion um den troianischen Krieg)? Bei näherem Blick wenig. Sie lassen es entgegen der Ansicht ihrer Vertreter keineswegs als zwingend erscheinen, dass ein vormykenischer Hexameter als Vehikel dieser archaischen Epensprache gedient hat. Ebenso plausibel ist beispielsweise bereits *a priori* ein Alternativszenario, wonach die Konstituierung einer epischen Sprache mitsamt ihrer Phraseologismen („Formeln“) zwar in vormykenische Zeit zurückreicht, der Hexameter jedoch eine deutlich jüngere Entwicklung darstellt. Was die archaischen „Formeln“ betrifft, so wären diese ursprünglich in einem anderen Versmass transportiert und nachher in die moderne Hexameterdichtung transferiert worden<sup>105</sup>.

Vertreter der universalhistorisch-pragmatischen These fassen ein solches Szenario nicht ins Auge, sondern setzen das Alter der „Formelsprache“ mit dem Alter des Hexameters gleich<sup>106</sup>. Eine solche Implikation stellt jedoch eine methodische Schwäche dar, die uns Anlass geben soll, das Alter des homerischen Hexameters nochmals gründlich zu prüfen. Es wird sich im folgenden herausstellen, dass sich durchaus Argumente finden lassen, die an der Existenz eines Hexameters in vormykenischer Zeit zweifeln lassen. Diese Argumente sind vers-, sprach- und literaturgeschichtlicher Natur und bisher noch nicht in einer Synopse präsentiert worden. Dieses Versäumnis soll in §§ 14 bis 16 nachgeholt werden.

<sup>105</sup> Etwas anders würde sich die Sachlage präsentieren, wenn ganze Hexameter-Verser in ältere Sprachstufen transformiert werden müssten, um die metrische Regularität herzustellen. Denn in diesem Fall wäre die Gleichsetzung „Alter der epischen Sprache = Alter des Hexameters“ wohl unvermeidlich. Dies ist aber nicht der Fall. Vielmehr weisen jeweils nur Versteile (oder Halbverse) die für eine vormykenische Sprachstufe als charakteristisch geltenden Unregelmäßigkeiten auf.

<sup>106</sup> Derselben Implikation unterliegt nota bene auch West 1988: „What inferences can we draw from this little collection of fragments of Mycenaean verse? Firstly that Mycenaean heroic poetry was cast in hexameters from at least as early as the fourteenth century“ (l.c., 158).

## § 14: Die Annahme eines vormykenischen Hexameters aus Sicht der Versgeschichte

§ 14.1: Wie in § 13 gezeigt, basiert die These eines vormykenischen Hexameters implizit auf metrischen Unregelmässigkeiten weniger homerischer Verse: Unregelmässigkeiten, die sich durch die Substitution der bezeugten durch eine archaische Lautform – konkret durch \*/γ/ und konsonantisches \*/β/ – beseitigen lassen. Substitution ist jedoch nicht das einzige Mittel, diesen und anderen Unregelmässigkeiten gerecht zu werden. Ein anderer Weg liegt grundsätzlich darin, die vermeintlichen metrischen Irregularitäten bei Homer als Lizzenzen anzuerkennen, die in einer Vorstufe des Hexameters gegolten haben.

Vorausgeschickt werden muss, dass bei allen Differenzen in der Beurteilung des Hexameters etwas feststeht: der Hexameter ist kein ererbter Vers. Die Prinzipien des indogermanischen Verses (s. gleich weiter unten) werden im Griechischen vielmehr durch die so genannten „äolischen“ Versmasse fortgesetzt<sup>107</sup>. Der Hexameter muss somit – sofern wir nicht annehmen wollen, dass er von den Griechen aus einem anderen Kulturreis entlehnt wurde<sup>108</sup> – auf innergriechischer Neubildung beruhen.

Folgerichtig sind in den vergangenen vierzig Jahren unterschiedliche Entstehungsszenarien vorgeschlagen worden, um den Hexameter aus

<sup>107</sup> Vgl. hierzu grundlegend Meillet 1923, 31ff. Ferner als Übersicht Watkins 1963, 194ff. beziehungsweise 1995, 19f. sowie West 1973a.

<sup>108</sup> Die Annahme, dass die epische Dichtung und damit auch der Hexameter selbst fremden (mediterranen?) Ursprungs ist, findet sich zuerst bei Meister 1921, 58: „Es ist eine nicht abzuweisende Möglichkeit, daß die Äoler oder Ionier ihre Vers- und Sangeskunst von einem der Völker, auf die sie bei ihrer Einwanderung in Hellas stießen, übernommen haben, so wie diese später auf die Lateiner übergegangen ist“. Sie stösst auf die Zustimmung Meillets (1923, 60ff.) und findet sich zuletzt bei Ruijgh 1995, 8. Naturgemäß lässt sich die Entlehnungshypothese nicht widerlegen, da sie ein Argumentum ex silentio darstellt. Im weiteren Verlauf von § 14 zeigt sich jedoch, dass überzeugende Szenarien zur innergriechischen Genese des Hexameters existieren, die ein erheblich grösseres Erklärungspotential als die Entlehnungshypothese besitzen.

den ererbten indogermanischen Grundlagen herzuleiten. Diese Szenarien weichen in mehr oder weniger entscheidenden Einzelheiten voneinander ab, ein volliger Konsens ist bisher noch nicht gefunden<sup>109</sup>. Jedoch lässt sich in den bisher geäusserten Vorschlägen die Bereitschaft erkennen, im Falle ererbter Grundlagen des Hexameters von folgenden drei Annahmen auszugehen:

- Erstens: Als Grundlage des Hexameters kommt ein indogermanischer Kurzvers, am ehesten ein ererbter Achtsilbler der Struktur  $\times \times \times \times \sim \sim -$ , in Frage<sup>110</sup>. Direkt belegt ist dieser Kurzvers etwa im Vedischen (als strophisch verwendete *Gāyatri*). Er bildet ferner die Grundlage für den griechischen Glykoneus, der bei Sappho, Anakreon, Corinna, Alkman usw. massgeblich in folgenden Variationen auftritt:  $\times \times - \sim \sim - \sim -$ ,  $\times \times - \times - \sim \sim -$  („choriambischer Dimeter“) oder  $- \sim \sim - \sim - \sim -$ .<sup>111</sup> Hierbei erfolgt im Griechischen (wie in anderen indogermanischen Einzelsprachen) eine fortschreitende metrische Festlegung der Kadenz (also eine Festlegung der Silbenlänge vom Versende in Richtung Versanfang) und optional eine Variation der ursprünglichen iambischen Basis.<sup>112</sup>
- Zweitens: Der besagte Achtsilbler zeigt ein Hauptmerkmal des indogermanischen Versmasses: den Isosyllabismus. Dabei manifestiert er sich in den Einzelsprachen auch in einer siebensilbigen Variante, die katalektisch oder akephalisch ist: vgl. so für das Griechische  $\times \times - \sim \sim - -$  (*Pherekrateus* = katalektische Variante des Glykoneus) beziehungsweise  $\times - \sim \sim - \sim -$  (*Telesilleus* = akephale Variante des Glykoneus).

---

<sup>109</sup> Über die jüngere Forschungsgeschichte orientieren in erster Linie Fantuzzi 1984, Ritoók 1987, Maciá Aparicio 1992 sowie Magnelli 1996.

<sup>110</sup> Leicht abweichend hiervon plädiert Vigorita 1977 zugunsten eines ererbten Zehnsilblers als Basis des Hexameters.

<sup>111</sup> S. West 1973a, 162ff.

<sup>112</sup> Die Festlegung der Kadenz führt gleichzeitig zu einer zunehmenden Fixierung des Verses *κατὰ μέτρον*. Berg 1978, 16 bezeichnet diesen Prozess daher zutreffend als „Kamatronisierung“.

- Drittens: Der indogermanische Achtsilbler kann in Kombination mit seiner siebensilbigen Variante strophisch verwendet werden.<sup>113</sup> Im Griechischen sei etwa auf Corinna, fr. 654 P verwiesen, die jeweils vier Achtsilbler (choriamische Dimeter oder Glykoneen) mit einer siebensilbigen Klausel zu einer Strophe vereint.<sup>114</sup> In weniger archaischer Dichtung sind Kombinationen von Acht- und Siebensilbler übrigens auch stichisch belegt: so beispielsweise in den freien Priapeen der griechischen Komödie.

Geht man von diesen drei Annahmen aus, so muss eine Theorie zur Genese des Hexameters massgeblich die folgenden drei Punkte klären:

- Erstens: Der Hexameter ist bezüglich seiner Silbenanzahl erheblich länger als der ererbte Kurzvers von acht (bzw. sieben) Silben. Er umfasst in den homerischen Epen im Durchschnitt circa 15 2/3 Silben.
- Zweitens: Der Hexameter weicht vom ererbten Prinzip des Isosyllabismus ab. Konkret variiert der homerische Hexameter zwischen 12 und 17 Silben. Ursache hierfür ist die Gleichsetzung von Longum „—“ und Doppelbrevis „..“ in der Seknung des Versfusses. Diese Gleichsetzung führt zu variablen Silbenzahlen.
- Drittens: Der Hexameter wird – anders als der indogermanische Achtsilbler (und weitere ererbte Versmasse) – nicht strophisch, sondern stichisch verwendet.

In allen drei Punkten hat sich der Hexameter in seiner Grundkonzeption von den Prinzipien der indogermanischen Versdichtung gelöst. Die Motivation hierfür scheint klar: Die Schöpfer des Hexameters folgen den Vorgaben, die ein Versmass improvisierend-epischen Sprechgesangs idealerweise erfüllt.

---

<sup>113</sup> S. zur Kombination von Acht- und Siebensilbler im Vedischen wie im Griechischen Vine 1978, 251ff.

<sup>114</sup> Weitere Belege für die strophische Verwendung von Acht- und Siebensilbler im Griechischen nennt Watkins 1963, 202ff.

## In diesem Sinne ...

- ... lässt der Hexameter dem Sänger erstens (mit einer Durchschnittslänge von circa 15 2/3 Silben) bei der mündlichen Improvisation genug Raum, eine einzelne kognitive Einheit unterzubringen und sie an den Erzählzusammenhang anzuschliessen (Einzelheiten dazu unten in § 18).
- ... schränkt der Hexameter zweitens den improvisierenden Sänger nicht durch Auflagen bezüglich der exakten Silbenzahl ein, sondern reglementiert mit seinem morenzählenden Prinzip einzig die absolute Länge der einzelnen Sprecheinheit.
- ... verbindet sich der Hexameter drittens nicht strophisch mit anderen Massen, so dass der Sänger seine Verse fortwährend nach den gleichen Prinzipien bilden kann.

§ 14.2: Auf welchem Weg die Griechen zu ihrem idealen Sprechvers gelangen, ist – wie oben bereits gesagt – im einzelnen umstritten. Aus der Masse an Vorschlägen ragt jedoch derjenige von N. Berg heraus. Denn er trägt den hier aufgeführten Überlegungen am besten Rechnung. Im folgenden sei deshalb Bergs Lösungsansatz kurz geschildert<sup>115</sup>.

- Älteste Struktur des Vorhexameters (des „Versus Heroicus“) ist nach Berg die Verbindung des ererbten Achtsilblers mit seiner katalektischen (das heisst: siebensilbischen) Variante:  $\times \times \times \times \sim - \sim - | \times \times \times \sim - -$ . Der Vorhexameter weist damit 15 Silben auf. Dies entspricht etwa der Durchschnittslänge des Hexameters bei Homer. Wie bereits oben erwähnt, sind solche Gebilde in der älteren griechischen Literatur bezeugt (vgl. den 15-Silbler bei Corinna, fr. 654 P oder die Priapeen der Komödie<sup>116</sup>).

---

<sup>115</sup> S. hierzu Berg 1978, 22ff.

<sup>116</sup> Berg 1978, 26 verweist auf die Ähnlichkeit des Hexameters mit einem Priapeus wie κάγω δέξει εὐεργεσίης ὠργιασμένος ἥκω (alte Komödie, Euphron, Collect. Alex., ed Powell, S. 176). Im vorliegenden Priapeus  $- - - - \sim - | - \sim - \sim - -$  muss nur die äolische Basis des Pherekrateus  $- \sim$  zu  $\sim \sim$  modifiziert werden, um ein hexametrisches Schema zu erhalten.

- Im folgenden nimmt Berg vier Transformationen an, die vom Vorherxameter zum endgültigen Hexameter des Epos führen:
  - 1) Fortlaufende quantitative Festlegung der „x-Silben“ (Ancipitia) in beiden Versteilen beziehungsweise Modifikation, woraus unter anderem folgende Möglichkeiten resultieren:
    - 1a)  $\times \ x \ - \ \sim \ \sim \ - \ \sim \ - \ | \ x \ x \ - \ \sim \ \sim \ - \ -$  (Glyconeus+Pherekrateus)
    - 1b)  $\times \ x \ x \ x \ - \ \sim \ \sim \ - \ | \ x \ x \ - \ \sim \ \sim \ - \ -$  (choriambischer Dimeter+Pherekrateus)
  - 2) Festlegung der äolischen Basis des Pherekrateus  $\times \ x$  als  $\sim \sim$ : Dieser Prozess führt zur Bevorzugung von Variante 1b (beziehungsweise zur Beseitigung von 1a). Denn in 1b resultiert ein Schema  $\times \ x \ x \ x \ - \ \sim \ \sim \ - \ | \ \sim \ \sim \ - \ \sim \ \sim \ - \ -$ , das dank der daktylischen Basis  $- \ \sim \ \sim$  eine hohe Regelmässigkeit aufweist und somit dem Trend der quantitativen Festlegung von hinten nach vorne (das heisst: vom Versende in Richtung Versanfang) bestens entgegenkommt.
  - 3) Ersatz der äolischen Basis  $\times \ x \ x \ x$  des Dimeters durch  $- \ - \ -$ : Die fortschreitende Festlegung der Quantitäten (bzw. Beseitigung von  $\times$ ) findet am Versanfang ein Ende. Die Variante  $- \ - \ -$  erhält gegenüber anderen Möglichkeiten den Vorzug, da  $- \ - \ -$  wie die daktylische Basis  $- \ \sim \ \sim$  viermorig ist. Durch diese Transformation ist der Vers nunmehr in sechs äquivalente Versfüsse gegliedert:  $\acute{1} \ - \ \acute{2} \ - \ \acute{3} \ \acute{4} \ \acute{5} \ \acute{6}$ . Der eigentliche Hexameter ist geboren.
  - 4) Im Rahmen der letzten Transformation können die Spondeen  $\acute{- \ -}$  auch im ersten und zweiten Fuss durch (bezüglich der Morenzahl gleichwertige) Daktylen  $\acute{\sim} \ \sim$  ersetzt werden<sup>117</sup>. Damit

<sup>117</sup> Die Statistik von O'Neill 1942, 159 liefert eine indirekte Bestätigung für diese Transformation: Danach überwiegen in der Ilias die Daktylen im dritten (85.5%) und fünften Fuss (95.4%), wo gemäss Berg eine choriambische Struktur zugrundeliegt. In den ersten beiden Füssen hingegen ist die Anzahl von Daktylen deutlich geringer (jeweils circa 62%) – also dort, wo Daktylen erst im Gefolge der jüngsten Transformation möglich werden.

wird die (für den Hexameter charakteristische) Äquivalenz von Longum „–“ mit Doppelbrevis „˘˘“ begründet.

Bergs Entwicklungsszenario bietet den Vorteil, mit Bausteinen zurechtzukommen, die aus der indogermanischen wie der archaisch-griechischen Metrik gut bekannt sind. Ferner wird es den meisten Spezifika des homerischen Hexameters gerecht (so etwa der Beliebtheit der Spondeen zu Versbeginn; s. Anm. 117). Damit sei nicht gesagt, dass Bergs Szenario alle Fragen beantwortet. So weist Magnelli 1996, 121ff. zu Recht darauf hin, dass nach Berg die Hepthemimeres (das heisst: Wortende nach der ersten Silbe des vierten Fusses) primär sein muss (da die vorhexametrische Struktur  $\times \times^2 \times \times^3 - \sim \sim^4 - | \times \times^5 - \sim \sim^6 -$  lautet). Ein Blick in die Statistik zeigt hingegen, dass die Hephemimeres nur in 45.4% der homerischen Verse belegt ist, die Penthemimeres (das heisst: Wortende nach der ersten Silbe des dritten Fusses) hingegen in 49.9%<sup>118</sup>. Das Prinzip der Hephemimeres ist also nicht gegeben, und Bergs Hypothese liefert für die Existenz unterschiedlicher Verseinschnitte keine Erklärung<sup>119</sup>. Andere – unter Umständen auch polygenetische<sup>120</sup> – Entwicklungsszenarien des Hexameters bleiben deshalb denkbar<sup>121</sup>. Ferner vernachlässigt Berg das Problem der Verslänge. Der improvisierende Sänger füllt in der Regel ein Quantum an Information in den Hexameter, das nicht in einem herkömmlichen Sieben- oder Achtsilbler unterzubringen ist. Akzeptieren wir eine synthetische Entstehung des Hexameters aus

<sup>118</sup> Zahlen nach Porter 1951, 59f.

<sup>119</sup> S. den Hinweis bei Haug-Welo 2001, 132.

<sup>120</sup> Eine polygenetische Entstehung des Hexameters fassen Gentili-Giannini 1996 ins Auge. Sie gehen davon aus, dass der Hexameter durch die Zusammensetzung verschiedener lyrischer Kola entstanden ist – Kola, die als metrisches Gefäss für die einzelnen phraseologisch festgelegten Versstücke dienen konnten. Näheres hierzu in § 16.

<sup>121</sup> So sieht West 1973b, 185f. den Hexameter in der Erweiterung verschiedener daktylischer Kola begründet (vereinfachend argumentiert West 1997b, 236 für die Kombination zweier lyrischer Kola des Typus [x] – ∽ ∽ – ∽ ∽ – [x]). Nicht aus Kombination zweier Kola, sondern aus interner Erweiterung eines Pherekrateus mittels dreier Daktylen versteht Nagy 1974, 49ff. den Hexameter (s. ferner auch Nagy 1998, 503). Eine Diskussion weiterer älterer Ansichten findet sich bei Miller 1982, 48ff.

zwei kürzeren Versmassen, kämen wir wohl nicht um die Annahme umhin, dass diese Versmasse seit Anbeginn der epischen Dichtung in der homerischen Form miteinander strophisch kombiniert gewesen sein müssten<sup>122</sup>. Wir wollen auf diese Frage in § 18.1 aus anderer Warte noch einmal eingehen.

Allen offenen Fragen zum Trotz: Entscheidend ist, dass Bergs Szenario – wie die meisten anderen Vorschläge – für eine Frühphase des Hexameters metrische Lizenzen vorsieht, die manche Substitution eines archaischen Lautstands prinzipiell unnötig machen<sup>123</sup>. Unter allen Entstehungshypothesen bietet Bergs Ansatz bei der Interpretation metrischer Unregelmässigkeiten deutliche Vorteile. Gehen wir von Bergs Ursprungsform  $\times \times \times \times - \sim \sim - | \times \times - \sim \sim - -$  aus, so lassen sich beispielsweise Kürze in der Hebung des ersten Fusses („στίχος ἀκέφαλος“) wie in Hom., *Il.* Φ 352 τὰ περὶ καλὰ ρέεθρα ... (‘!  $\sim$   $\sim$   $\acute{\epsilon}$   $\sim$   $\sim$   $\acute{\epsilon}$  ...) oder Einzelkürze in der Senkung des ersten Fusses („στίχος λαγαρός“) wie in Hom., *Il.* Ψ 493 Αἴλαν Ίδομενεῦ τε ... (‘  $\sim$  !  $\acute{\epsilon}$   $\sim$   $\sim$   $\acute{\epsilon}$   $\sim$  ...) als Reflexe der ursprünglich nicht festgelegten äolischen Basis  $\times \times \times$  verstehen<sup>124</sup>. Diese Reflexe eines metrisch noch nicht vollständig re-

<sup>122</sup> Auf die Frage der Verslänge macht besonders Hoekstra 1981, 50ff. aufmerksam und kommt S. 53 zum Schluss: „... it seems certain that the earliest narrative poetry that has left any traces in Homer was already composed in hexameters“.

<sup>123</sup> Vgl. so West 1973b, 188: „By 1100 it may have existed in south Greece something like hexameters, though I imagine that they might be rather looser in technique than what we are used to; even Homer's lines do not always 'scan', i.e. fit the scheme we abstract from his normal practice. The origin of the verse ... betrays itself in rhythmic irregularities at the caesura in lines such as *Il.* 4.517: ἐνθ' Ἀμαρυγκείδην Διώρεα μοῖρα πέδησε ...“.

<sup>124</sup> Diese Interpretation macht die Annahme von Ruipérez-Vara 1972, 193 hinfällig, wonach Hom., *Il.* Ψ 493 Αἴλαν Ίδομενεῦ τε ... den Reflex des auslaugenden Dentals \*/Aijant/ bewahrt (wobei sich eine regelmässige Skansion  $\acute{\epsilon} - \sim \sim \sim \sim \sim \sim$  ... ergäbe). Für die These, wonach \*/ $T$  #/ im Myk. bewahrt und bei Homer gelegentlich noch nachzuweisen sei, zitieren die Autoren weitere Textstellen. Auch hier liegt es aber näher, die metrischen Unregelmässigkeiten oder sprachlichen Innovationen durch die weniger reglementierte Struktur des Frühhexameters zu rechtfertigen. So steht geneueretes (μιάν-)θην in Hom., *Il.* Δ 146 τοῖοι τοι Μενέλαε μιάνθην αἴματι μηροὶ gewiss

„glementierten, für die mündliche Versproduktion variabel gehaltenen Hexameters (s. gleich in § 14.3) hätten als vermeintliche „Lizenzen“ in der schriftlich festgelegten Fassung des Homertextes überlebt.

§ 14.3: Wie attraktiv dieses Verfahren im einzelnen ist, zeigt Tichy 1981, 58f. anhand der Junktur ( $\lambda\iota^{\prime}\piοῦσ'$ ) ἀνδρο<sup>5</sup>τῆτα καὶ ἥβην (Hom., *Il.* Π 857 = X 363). Wie in §§ 9.2 sowie 13.2 erläutert, bietet dieser Vers mit der Lesung von ἀνδρο- als Doppelbrevis  $\sim\sim$  eine metrische Unregelmässigkeit. Dies gab bislang Anlass, ἀνδρο<sup>o</sup> durch \*/an<sup>γ</sup>o/ (↔) mit archaischem \*/γ/ zu ersetzen und damit den Halbvers auf eine vormykenische Sprachstufe zurückzuführen. Ein Vorgehen, zu dem nach Tichy eine glaubwürdige Alternative existiert. Denn die Struktur der besagten Junktur ἀνδροτῆτα καὶ ἥβην entspricht in der vorliegenden Form  $\acute{\sim}\sim\acute{\sim}$  (mit regulärer Lesung von ἀνδρο- als trochäisches  $\sim$ ) einem Pherekrateus. Und damit einem Halbvers, wie ihn Berg für die hexametrische Frühform vorsieht.

Tichys Interpretation spricht dem vierten Fuss des Hexameters eine Sonderrolle zu. Weitere Beobachtungen belegen diese Sonderrolle. So ist im vierten Fuss eine Häufung von sprachlichen Innovationen festzustellen, die dazu dienen, die hexametrische Frühform um eine Silbe zu ergänzen und damit die daktylische Doppelbrevis zu generieren<sup>125</sup>. Bezeichnend hierfür sind mediale Formen von gemeinhin aktiv flektierten Verben<sup>126</sup>: vgl. Hom., *Il.* Δ 331 ἔστασαν· οὐ γάρ πώ σφιν ἀκούετο λαὸς

---

für älteres ( $\muιάν-$ )-θεν, das im Frühhexameter durchaus alleine die Senkung des vierten Fusses einnehmen kann (vgl. zur besonderen Stellung des vierten Versfusses § 14.3) – und nicht etwa für \*/miant<sup>bent</sup>/. Aus diesem Grunde werden die vermeintlichen Reflexe von \*/<sup>b</sup>T #/ in § 15 nicht in die Reihe sprachlicher Züge aufgenommen, die gemäss der universalhistorisch-pragmatischen Hypothese das (vor)mykenische Alter der Epensprache belegen sollen.

<sup>125</sup> S. das von Meister 1921, 13ff. gesammelte Material sowie die Übersicht bei Haug-Welo 2001, 134f.

<sup>126</sup> S. Meister 1921, 19f: „Die ... Medialformen gehören zu Verben, die in der Bedeutung, die ihnen an der betreffenden Stelle innewohnt, und im Präsensstamm sonst aktivisch flektiert zu werden pflegen. ... Wenn an den genannten Stellen dieselbe Form eigensinnig ins Medium übertritt, so ist der Grund

ἀὐτῆς, wo die Medialform ἀκούετο (*/æl<sup>1</sup>koúētō/*) anstelle von aktivem ἀκούει im vierten Fuss die daktylische Struktur liefert<sup>127</sup>. Diese Innovationen belegen zusätzlich zu trochäischem ἄνδρο, dass der vierte Fuss – also die Nahtstelle der beiden ursprünglichen Kurzverse – erst spät regularisiert wird. Dasselbe ist auf Grund der in § 14.2 genannten Lizenzen für den ersten Fuss beziehungsweise den Versanfang anzunehmen.

Für die Chronologie des von N. Berg vorgeschlagenen und in § 14.2 vor gestellten Szenarios der Versgenese folgt daraus: Die zweite Transformation (die Festlegung der äolischen Basis im vierten Fuss als ~ ~), die dritte Transformation (Ersatz der äolischen Basis am Versanfang durch — — —) sowie die vierte Transformation (möglicher Ersatz der Spondeen am Versanfang durch Daktylen) müssen alle erst kurz vor oder bei der Verschriftlichung des Homertextes eingesetzt haben. Oder umgekehrt formuliert: Die strukturellen Archaismen des Hexameters – die Reflexe der fröhhexametrischen Struktur – können erst zum Zeitpunkt der Verschriftlichung des Homertextes beseitigt worden sein.

Diese Chronologie bindet den Prozess der Regularisierung des Hexameters (den Prozess seiner „Katametronisierung“ gemäss Anm. 112) an die Entstehung einer Literatursprache. Metrische Lizenzen, die der mündlich produzierende Dichter geniesst, gehen beim Übergang zur Schriftlichkeit zunehmend verloren<sup>128</sup>. In ihrer Heterogenität gleicht die

---

augenscheinlich der, daß die entsprechende Aktivform einen schlechten Vers ergeben hätte.“.

<sup>127</sup> Unser Erklärungsmuster wird auch anderen Neubildungen gerecht. So ersetzt (Nom.Pl.) ἀνέρες sprachlich ursprüngliches ἄνδρες. Wie Berg-Lindemann 1992, 192f. überzeugend nachweisen, ist ἀνέρες ein Produkt der Versmodernisierung. Ein ursprünglicher Halbvers \*ἄνδρες ἐσθλοὶ ὥποντο mit pherekrateischer Struktur (x) x ~ - ~ ~ - ~ muss im Verlaufe der Entwicklung zum bezeugten Hexameter mit Festlegung der Quantitäten zu daktylischem - | ~ - ~ - ~ werden. Diese Struktur wird erreicht, wenn trochäisches ἄνδρες der daktylischen, metrisch gedehnten Neubildung ἀνέρες weicht (→ ἀνέρες ἐσθλοὶ ὥποντο).

<sup>128</sup> In diesem Sinne ist die Feststellung von Berg-Haug 2000, 13 einzuordnen: „The hexameter never was the medium of oral poetry.“ Unter „hexameter“ verstehen die Autoren hier den Hexameter in seiner regularisierten („katametronisierten“) Form. Dieser kann in seiner Regelmässigkeit und Strenge

„metrische Situation damit der sprachlichen. Wie Hackstein 2002, 57ff. zeigt, herrscht bei der Konstituierung einer Literatursprache ein hohes Mass an flexionsmorphologischer Variabilität, die sich mit zunehmender Konsolidierung der Normen verringert. Analoges lässt sich für die Metrik annehmen.“

§ 14.4: Zusammenfassend lässt sich feststellen, dass die synthetische Auffassung des Hexameters nach Berg uns davon dispensiert, gewisse metrische Unregelmässigkeiten durch Substitution sprachlicher Vorformen zu beseitigen. Im Fall von ἀνδροτῆτα ist dies von besonderer Wichtigkeit. Denn gemäss § 13.2 besteht die Alternative darin, eine Vorform \*/anytāta/ zu substituieren, die mit intaktem \*/γ/ zwangsläufig auf eine vormykenische Sprachstufe weist. Damit fällt ἀνδροτῆτα nunmehr als zwingender Beweis für die Existenz eines vormykenischen Hexameters ausser Betracht.

Die hier geschilderten versgeschichtlichen Überlegungen sind jedoch auf sich alleine gestellt kein Allheilmittel. So vermögen sie weitere vermeintliche Spuren von \*/γ/ im Homervers nicht zu beseitigen. Ferner liefern sie keine Rechtfertigung für den in § 13.2 diskutierten Halbvers Διὶ μῆτιν ἀτάλαντον – und schaffen damit die Behauptung, gewisse homerische „Formeln“ zeigten einen mykenischen Lautstand mit positionsbildendem \*/h<sup>o</sup>/, nicht aus der Welt. Aus diesem Grunde werden im folgenden § 15 die verbleibenden linguistischen Argumente für einen (vor)mykenischen Hexameter – insbesondere die nach dem Ausscheiden von ἀνδροτῆτα verbleibenden Fälle von „vormykenischem“ \*/γ/ sowie von positionsbildendem „mykenischem“ \*/h<sup>o</sup>/ – einer sprachhistorischen Prüfung unterzogen.

---

den Bedürfnissen eines mündlich produzierenden Dichters nach einem flexibel zu handhabenden Versmass nicht entsprechen.

## § 15: Die Annahme eines vormykenischen Hexameters aus sprachwissenschaftlicher Sicht

§ 15.1: Die Sprache Homers ist eine vielschichtige Kunstsprache. Anders als lebendige Sprachformen ist sie durch eine chronologische und eine dialektale Dimension gekennzeichnet:

- Eine chronologische Dimension insofern, als innerhalb des Homertexts Lautungen und Formen unterschiedlichen Alters nebeneinander stehen.
- Eine dialektale Dimension insofern, als innerhalb des Homertexts Lautungen und Formen unterschiedlicher dialektaler Provenienz nebeneinander stehen.

Jegliche Auseinandersetzung mit der Sprache Homers steht deshalb vor der Schwierigkeit, die einzelnen Sprachschichten diesen Dimensionen zuzuordnen und in ein plausibles Entstehungsszenario zu fassen.

Eine Diskussion der verschiedenen Vorschläge zur Genese der epischen Diktion liegt nicht im Zentrum dieses Beitrags<sup>129</sup>. Ich beschränke mich, auf den Vorschlag von Horrocks 1987 hinzuweisen. Dieser Vorschlag stellt einen überzeugenden Kompromiss zwischen den verschiedenen Lehransichten dar<sup>130</sup>. Nach Horrocks basiert die homerische Sprache auf einem altionischen Kern. Im Verlaufe der Entwicklung des ionischen Dialekts veränderten sich gewisse Lautungen und Formen dergestalt, dass sie für einen Einsatz im Hexameter nurmehr bedingt in Frage kamen beziehungsweise einzelne Bestandteile der Formelsprache (wozu in § 18.1) bei ihrem Einsatz einschneidende Anpassungen benötigten. Um solche Anpassungen zu vermeiden und dennoch die – inzwischen als archaisch empfundenen – altionischen Lautungen und Formen durch zeitgenössische Äquivalente zu ersetzen, griffen die Sänger zum Dialekt ihrer kleinasiatisch-äolischen Nachbarn. Dies fiel ihnen umso leichter, als das Äolische durch seine lyrische Tradition eine Literatursprache war.

<sup>129</sup> Eine kurze Zusammenfassung zur Frage ist Haug 2002, 32ff. zu entnehmen.

<sup>130</sup> S. ferner zusammenfassend Horrocks 1997, 214ff.

„Gemäss Horrocks ersetzen Äolismen im Homertext folglich ältere ionische Lautungen und Formen, die in neuer Gestalt metrisch nicht mehr oder nur bedingt praktikabel sind. Ein Beispiel hierfür: Die ursprüngliche Infinitivendung der thematischen Stämme lautet in den südgriechischen Dialekten und daher auch im Ionischen *\*-/e<sup>b</sup>en/ < \*-/esen/*. Das äolische Thessalisch hingegen kennt einen thematischen Ausgang *\*-/e-men/* (vgl. *thess.* *υπαρχεμεν*, *κρεννεμεν*), der auch bei Homer auftaucht. Es liegt nun nahe anzunehmen, dass ein Vers wie ...

... Hom., *Il.* I 411 διχθαδίας κῆρας φερέμεν θανάτοιο τέλος δέ

... in einer altionischen Phase des Epos *\*/dik<sup>b</sup>t<sup>h</sup>adiās kāras p<sup>b</sup>ere<sup>b</sup>en t<sup>h</sup>anatoiō telosde/* lautet.

Doch wird das dreisilbige *\*/p<sup>b</sup>ere<sup>b</sup>en/* durch den Verlust des intervokalischen *\*/b/* und die nachfolgende Kontraktion im Ionischen zu zweisilbigem *\*/p<sup>b</sup>erēn/*. Um die – wegen ihrer Doppelbrevis für die Versproduktion handliche – dreisilbige Skansion zu bewahren, bietet sich im Epos der Ersatz durch äolisches *\*/p<sup>b</sup>eremen/* an<sup>131</sup>. Dieser Prozess erfolgt – wie die anderen seiner Art – eindeutig in postmykenischer Zeit. In unserem Fall belegen die Linear B-Tafeln noch den dreisilbigen Infinitiv des Typus *\*/p<sup>b</sup>ere<sup>b</sup>en/* (vgl. *myk. Inf. e-ke-e /<sup>b</sup>ek<sup>b</sup>e-ben/ PY Eb 297.1.2+).*

Gemäss diesem Modell ist aus der dialektalen Dimension der epischen Diktion kein Hinweis auf das Alter der homerischen Sprachbausteine und damit des Hexameters zu gewinnen. Denn die relevanten Substitutionsprozesse erfolgen erst in postmykenischer Zeit. Wie aber steht es mit der chronologischen Dimension? Das Nebeneinander von älteren und jüngeren Lautungen und Formen macht sich im synchronen Regelwerk bemerkbar, an das sich der homerische Sänger während seiner Versproduktion hält. Ein Beispiel hierfür: Vor Nasal wie Liquida des Folgeworts wird ein Auslautvokal gelegentlich lang skandiert (ist also „metrisch gedehnt“)<sup>132</sup>. So etwa in ...

... Hom., *Il.* N 754 ἦ ρα, καὶ ὄρμήθη ὅρεϊ νιφόεντι ἐοικώς mit /ōrē̄i n̄ip̄ō̄̄ énti ē̄ oikōs/.

<sup>131\*</sup> Beispiel nach Wathelet 1970, 323.

<sup>132</sup> S. Horrocks 1997, 211.

Die Positionslänge im Auslaut von */örēt̪/* ist in diesem Vers historisch begründet, da im Anlaut des Folgewortes altes  $*/\# sn^o/$  – also eine ursprüngliche Skansion  $*/\text{örē}^{\text{th}}\text{i } sni\text{p}^{\text{h}}\text{o}^{\text{s}}\text{uenti}/$  (bzw. jünger  $*/\text{örē}^{\text{th}}\text{i } (n)\text{n}i\text{p}^{\text{h}}\text{o}^{\text{s}}\text{uenti}/$  mit  $*/sn^o/ > */bn^o/ > */(n)n^o/$ ) – vorliegt. Nach Abschluss der Lautentwicklung leiten die homerischen Sänger ausgehend von solch etymologisch berechtigten Fällen die Lizenz ab, Auslautvokal vor jeglichem Nasal optional lang zu messen: vgl. etwa Hom., *Il.* Δ 274 ἄμα δὲ νέφος  $/\text{āmā }^{\text{dē }} \text{nēp}^{\text{h}}\text{os}/$  mit metrisch gedehntem */dē/*, obwohl historisch keine Positionslänge (also  $*/\text{āma dē nep}^{\text{h}}\text{os}/$ ) zugrundeliegt.

Diese sprachhistorisch begründeten Lizzenzen ergänzen die in § 14.2 beschriebenen Lizzenzen, die sich aus der metrischen Vorgeschichte des Hexameters ergeben. Für die Frage nach dem Alter gewisser homerischer Versstücke oder Phraseologismen stehen – wie bereits in § 13.3 angetont – dreierlei Lizzenzen zur Diskussion, die sprachhistorisch motiviert sein und (vor)mykenische Grundlagen besitzen sollen:

- Erstens Fälle, in denen Verschlusslaut vor Liquida anders als üblich keine Position bildet, und der Hexameter – wie im Falle des in § 14.3 behandelten ἀνδροτῆτα – durch Rückführung in einen vormykenischen Lautstand mit  $*/\gamma/$  regularisiert werden kann.
- Zweitens Fälle, in denen die Restitution von anlautendem  $*/\# b^o/$  eine Positionslänge oder einen Hiat rechtfertigt.
- Drittens die so genannte „Tmesis“ von Präverb und Verb.

§ 15.2: Was die Frage homerischer Reflexe von  $*/\gamma/$  betrifft, so haben wir ἀνδροτῆτα in § 14.3 als mögliches Resultat einer metrisch bedingten Lizenz bereits ausgeschlossen<sup>133</sup>. Die Argumentation der Verfechter eines vormykenischen Hexameters umfasst jedoch auch Verse wie ...

... Hom., *Il.* I 216 Πάτροκλος μὲν σῖτον ἐλῶν ἐπένειμε τραπέζῃ / ... *ēpē' nēmē trā' pēd' zēi/* oder

---

<sup>133</sup> Für folgende Fälle von vermutetem  $*/\gamma/$  im Homervers macht Tichy 1981 eine sekundäre (analogische) Entstehung plausibel: ὁ(μ)βροτάξομεν, ἀμφιβρότης/-ην und ἀβρότη. Wir ziehen diese Fälle daher wie ἀνδροτῆτα bei den folgenden sprachhistorischen Überlegungen nicht mehr in Betracht.

± ... Hom., Il. O 150 εἴζετο δ' εἰνὶ θρόνῳ ... /<sup>h</sup>έδ<sup>z</sup>έτο<sup>2</sup> d' ἐνὶ τ<sup>h</sup>ρο<sup>3</sup>νοῖ .../.

In diesen Fällen bildet \*/(°V) # t(<sup>h</sup>)r°/ jeweils entgegen allen homerischen Gepflogenheiten keine Position (so genannte „Correptio attica“<sup>134</sup>). Diese Unregelmässigkeit wird durch die Restitution einer älteren Lautform mit \*/γ/ beseitigt: vgl. so \*/έπε<sup>3</sup>νέ<sup>h</sup>με<sup>4</sup> τ<sup>h</sup>ρέ<sup>5</sup>πέ<sup>6</sup>δ<sup>z</sup>αι/ (Skansion: /~ ~ ~ ~ ~ ~ /) beziehungsweise \*/<sup>h</sup>έδ<sup>z</sup>έτο<sup>2</sup> d' ἐνὶ τ<sup>h</sup>ρ<sup>3</sup>νοῖ .../ (Skansion: /~ ~ ~ ~ ~ /) <sup>135</sup>. Gegen eine solche Restitution von archaischem \*/γ/ erheben sich aber zwei Bedenken:

- Erstens: Die „Correptio attica“ ist gerade bei \*/# t(<sup>h</sup>)r°/ beileibe nicht nur in Fällen belegt, wo sich älteres \*/γ/ substituieren lässt: vgl. in diesem Sinne Hom., Il. Π 193 τῆς δὲ τρίτης Πείσανδρος ἀρήιος ἡγεμόνευε<sup>136</sup>. Die Kurzmessung gilt sporadisch selbst für Fälle von inlautendem \*/°t(<sup>h</sup>)r°/: vgl. etwa Hom., Il. E 392 τλῆ δ' "Ηρη, ὅτε μιν κρατερὸς πάις Ἀμφιτρύώνος (mit Skansion von Ἀμφιτρύώνος als /~ ~ ~ ~ ~ x/) <sup>137</sup>. Die Ursache solcher sporadischer Kurzmessungen muss also andernorts gefunden werden. Grundsätzlich setzt die Positionsbildung vor Verschlusslaut plus Liquida im Inlaut eine heterosyllabische Lautgruppe voraus: also eine Syllabifizierung \*/°VC.RV°/ (beziehungsweise in unseren Beispielen \*/°Vt(<sup>h</sup>).rV°/). Im Sprechgesang des Epos ist diese Voraussetzung ferner auch für den Satzzusammenhang – also über die Wortgrenze hinaus – gültig. Ein Blick zurück ins mykenische Griechisch legt nun nahe, dass die Lautgruppe aus Verschlusslaut plus Liquida im zweiten vorchristlichen Jahrtausend noch tautosyllabischen Status besass: vgl. so mykenische Graphien wie <me-re-ti-ri-ja> /me.le.tri.ai/, <ku-pi-ri-jo> /Ku.pri.os/ usw. (hingegen wird heterosyllabische Konsonanz in der Silbenkoda nicht notiert: vgl. <pa-ka-na> KN Ra 1540++ /p<sup>b</sup>as.ga-na/). Die Möglichkeit ist demnach nicht von der Hand zu weisen, dass die tautosyllabische Messung der Lautgruppen aus Verschluss-

<sup>134</sup> Einzelheiten bei Lejeune 1972, 289f.

<sup>135</sup> S. die Sammlung analoger Fälle bei Wathelet 1966, 160ff. oder Heubeck 1972, 76ff.

<sup>136</sup> Übersicht bei Chantraine 1958, 108f.

<sup>137</sup> Sammlung bei Tichy 1981, 30.

laut plus Liquida eine Innovation des ersten vorchristlichen Jahrtausends ist. In diesem Fall beruht die Lizenz der „Correptio attica“ auf einem postmykenischen Archaismus, von dem die homerischen Sänger bei Bedarf Gebrauch gemacht haben (und der sich im Attischen gehalten hat)<sup>138</sup>.

- Zweitens: Abgesehen davon können diverse Verse, die vermeintliche Reflexe von \*/γ/ zeigen, selbst das Resultat von Aktualisierungen einzelner phraseologischer Bestandteile sein: vgl. so Hom., *Il.* O 150 ξέτο δ' εἰνὶ θρόνῳ τῷ δ' ἀξάντε πετέσθην, wo der erste Halbvers mit auffälliger metrischer Dehnung in /ēn(i)/ wohl aus älterem \*/h̥ēd̥ētō<sup>2</sup> ēn t̥ōr̥nōi .../ (Skansion: /- ∞ ² - - ³ -/ mit \*/t̥ōrnos/ wie in myk. <to-no>) modernisiert ist<sup>139</sup>.

Fazit: Die – abgesehen von ἀνδροπῆτα ins Spiel gebrachten – Reflexe von vermeintlichem \*/γ/ innerhalb des Homertextes sind durchwegs anderer Erklärungen fähig. Sie können daher nicht zur Begründung einer vormykenischen Genese des Hexameters verwendet werden.

§ 15.3: Ähnlich ist die Frage von positionsbildendem beziehungsweise hiattilgendem \*/h/ zu beurteilen. Als Musterbeispiel hierfür wurde in § 13.2 bereits auf den phraseologischen Verschluss ... Διὶ μῆτιν ἀτάλαντον verwiesen. Ein weiteres, oft zitiertes Beispiel: der Verschluss (Hom., *Il.* A 551 = A 568 = Δ 50++) ... βοῶπις πότνια "Hρη mit Hiat in /'pōtniā<sup>6</sup> ārā/, der in der Rückführung auf älteres /'pōtniā<sup>6</sup> h̥ērā/ seine Rechtfertigung finden soll. Im Gegensatz zur Rekonstruktion von vormykenischem \*/γ/ ist der Ansatz von konsonantischem \*/# h̥o/ für eine frühere Phase der homerischen Sprache unumgänglich. Wie Crespo 1977, 72ff. nachweist, sind nämlich Positionslänge und Hiat vor Wörtern, die ursprünglich mit \*/# h̥o/ anlaufen, im überlieferten Homertext statistisch

<sup>138</sup> Ein anderes Erklärungskonzept verfolgt Hackstein 2002, 10ff. Danach nimmt ein Silbenanlaut /Cr̥/ auf Grund der geringen Konsonanzität von /r/ eine Zwischenstellung zwischen einfach- und doppelt-konsonantischer Messung ein. Diesen Gestaltungsspielraum hätten die homerischen Sänger genutzt.

<sup>139</sup> S. Moralejo Alvarez 1973, 424ff.

– erheblich zahlreicher – zu zahlreich also, um die Annahme eines Zufallsbefunds zu gestatten.

Wie alt sind besagte Fälle von \*/# <sup>b</sup>o/? Gemäss Ruijgh 1985, 154ff. sowie 1995, 73ff. deutet konsonantisches (das heisst: positionsbildendes wie hiatiligendes) \*/# <sup>b</sup>o/ auf den mykenischen Ursprung der besagten „Formeln“, da im Mykenischen /b/ noch intakt vorhanden ist. Diese Annahme ist aber willkürlich. Das Ionische wie das äolische Lesbische haben den anlautenden Hauchlaut verloren, das Westionische wie die äolischen Dialekte Thessaliens und Böotiens hingegen bewahren \*/# <sup>b</sup>o/. Daraus folgt, dass die Dialekte der kleinasiatischen Ionier wie Äolier erst nach der Auswanderung in die Ägäis psilotisch wurden, also in der postmykenischen Phase<sup>140</sup>. Wenn der Homertext in alten „Formeln“ \*/# <sup>b</sup>o/ voraussetzt, besagt dies bestenfalls, dass der Ursprung der betreffenden phraseologischen Bestandteile in der griechischen Heimat zu suchen ist<sup>141</sup>. Ein vormykenischer Ansatz ergibt sich hingegen nicht.

§ 15.4: Als letzter sprachlicher Archaismus, der für eine vormykenische Genese der Epensprache und damit (gemäss der in § 13.2 skizzierten uni-

---

<sup>140</sup> Nebenbei sei angemerkt, dass die Behauptung, das Mykenische habe \*/# <sup>b</sup>o/ durchwegs bewahrt, die Verhältnisse stark vereinfacht. Bereits Risch 1983, 386 weist auf die geringe Frequenz von anlautendem <a<sub>2</sub>> /# <sup>b</sup>a°/ im knossischen Mykenisch hin. Es kann so durchaus sein, dass das Griechische der Ägäis bereits in mykenischer Zeit psilotisch wird.

<sup>141</sup> Auch dieser Schluss ist nicht zwingend. Denn es ist anzunehmen, dass die kleinasiatischen Ionier wie Äolier \*/# <sup>b</sup>o/ noch eine Zeit lang in ihrer neuen Heimat bewahrten und erst dann unter kleinasiatisch-ägäischem Einfluss (s. Anm. 140) aufgaben. Die Genese der phraseologisch festgelegten Versstücke, die \*/# <sup>b</sup>o/ voraussetzen, könnte also auch in diese Zwischenphase fallen. Gegen dieses Szenario spricht allerdings, dass die epische Tradition mehrheitlich auf psilotischen Lautungen aufbaut (s. Watheler 1970, 220: „... une tradition solide note avec psilose des mots épiques où l'étymologie ferait attendre l'esprit rude.“). Nicht-psilotische Lautungen kommen erst unter attischem Einfluss wieder auf (vgl. in diesem Sinne Wackernagel 1916, 43: „... die aspirierte Wortform ist Homer mit der Gemeinsprache gemeinsam, der Lenis in allen diesen Fällen auf die spezifisch homerischen und poetischen Wortformen beschränkt“).

versalhistorisch-pragmatischen Argumentation) des Hexameters sprechen soll, verbleibt die Tmesis. Zweierlei steht hierzu fest:

- Erstens: In den altindogermanischen Einzelsprachen bilden Präverb und Verb keine fixe Einheit. Vgl. so heth. *para-(a)n-pešta* „und er gab ihn fort“<sup>142</sup>.
- Zweitens: Das Mykenische bietet keine deutlichen Belege für die Tmesis. Vielmehr scheinen Präverb und Verb auf den Linear B-Tafeln grundsätzlich univerbiert: vgl. myk. *<a-pu-do-ke> /apu-doke/, <e-pi-de-da-to> /epi-dedastoī'*<sup>143</sup>.

Der Schluss liegt also nahe, dass Homer syntaktisch einen älteren, vor-mykenischen Zustand bewahrt. Die Befürworter dieser These verweisen zudem darauf, dass die Präverben im Epos in ererbter Position stehen (konkret: am Satzbeginn oder vor direktem Objekt und Verb) und die Tmesis in die Versproduktion fest integriert scheint<sup>144</sup>. Angesichts des mündlichen Charakters der homerischen Sprache (s. in § 18) scheint es ihnen unwahrscheinlich, dass die Tmesis im Epos eine sekundäre stilistische Lizenz darstellt.

Liefert die epische Tmesis folglich den erwünschten Beweis für das vor-mykenische Alter der homerischen Sprache? Die Antwort fällt auch diesmal aus fünf, ineinander übergreifenden Überlegungen abschlägig aus:

- Erstens: Das Fehlen der Tmesis auf den mykenischen Zeugnissen überrascht wenig, wenn man die Stilebene der Linear B-Texte berücksichtigt. Es handelt sich um stereotyp formulierte, prosaisch abgefasste Verwaltungsnotizen, auf denen wir kaum markierte Wortstellungsmuster erwarten dürfen<sup>145</sup>. Umgekehrt verhält es sich bei Homer: Die markierte Tmesisstellung gehört zum stilistischen Re-

---

<sup>142</sup> Eine Übersicht der indogermanischen Satzstruktur liefert Watkins 1964 (zum Griechischen S. 1039f.).

<sup>143</sup> Fälle von Tmesis im Mykenischen bleiben jedenfalls unsicher. S. die Diskussion bei Duhoux 1994-95.

<sup>144</sup> S. die Argumentation bei Horrocks 1980, 2ff., 1981, 148ff. sowie 1997, 201f.

<sup>145</sup> Diesen Gedanken äussert Haug 2002, 42ff.

pertoire der Epensprache. Das Präverb am Satzanfang signalisiert den Fortgang der Handlung; die Tmesis ist damit unverzichtbarer Bestandteil additiver, mündlicher Dichtung: vgl. so das stilistisch markierte, den Fortgang der Beschreibung betonende Präverb am Satzanfang von Hom., *Il.* K 75 (*τὸν δ' εὑρεπ παρά τε κλισίη καὶ νῆι μελαινῇ | εὐνῇ ἔνι μαλακῇ*) παρὰ δ' ἔντεα ποικίλ' ἔκευτο (gegenüber dem unmarkierten Wortstellungsmuster in Hom., *Od.* φ 416 *εἶλετο δ' ὥκὺν ὄιστόν, ὅ οι παρέκευτο τραπέζῃ*).

- Zweitens: Die Tmesis ist in der griechischen Dichtersprache mehr als ein blosser Archaismus; vielmehr wird sie als stilistische Freiheit populär<sup>146</sup>. Selbst manche Gebrauchsweisen bei Homer erweisen sich bei näherer Analyse als sekundär, also als Produkte dichterer Freiheit. Es handelt sich hierbei gerade um die als ursprünglich geltenden Fälle von Präverb vor direktem Objekt und Verb. So kann in einem komplexen Syntagma wie Hom., *Il.* Θ 90 ... καί νῦ κεν ἔνθ' ὁ γέρων ἀπό θυμὸν ὅλεσσεν die Tmesisstellung in ἀπὸ θυμὸν ὅλεσσεν allein deshalb nicht die alten Verhältnisse reflektieren, da das Präverb ἀπό hier ausschliesslich das Verb modifiziert – konkret: es um eine resultative Bedeutungskomponente ergänzt. Da solche modifizierenden Präverbien der Verbalphrase angehören und keinerlei Nominalphrase zugeordnet sind, können sie alt nur in zwei Positionen auftreten: unmarkiert vor dem Verb gegen Satzende (vgl. Hom., *Il.* Ψ 280 *τοίου γὰρ κλέος ἐσθλὸν ἀπώλεσαν ἡνιόχῳ*) oder markiert und linksbewegt am Satzanfang (vgl. Hom., *Il.* Γ 294 ... ἀπὸ γὰρ μένος *εἴλετο χαλκός*). Die Tmesis wird in der Dichtersprache also produktiv und nicht alle homerischen Gebrauchsweisen der Tmesis sind a priori im Mykenischen zu erwarten<sup>147</sup>.
- Drittens: Selbst wenn wir davon absehen, dass gewisse Tmesisstellungen im Epos geneuert sind, muss die Tmesis bei Homer nicht zwingend aus vormykenischer Epoche übernommen sein. Vielmehr bestehen deutliche Hinweise, dass die Tmesis auch ausserhalb des

<sup>146</sup> Die stilistische Dimension der Tmesis betont Morpurgo Davies 1985, 87f.

<sup>147</sup> Ein ausführlicher Nachweis dieser Thesen wird in Hajnal, im Druck erbracht.

Epos im ersten Jahrtausend weiterlebt. Im Attischen existieren so Relikte einer umgangssprachlichen Tmesis (also Fälle, die nicht durch das epische Vorbild beeinflusst sind): vgl. Arist., *Nub.* 792 ἀπὸ γὰρ ὄλονματ<sup>148</sup>. Auch Herodot ist die Tmesis in eingeschränkter Form (zwischen Präverb und Verb tritt in der Regel ein Enklitikon) nicht fremd: vgl. Hdt. II.39 φέροντες ἐς τὴν ἀγορὴν ἀπὸ ὃν ἔδοντο<sup>149</sup>. Es kann sich bei der Univerbierung von Präverb und Verb im Ganzen also um eine postmykenische Erscheinung handeln beziehungsweise die Lizenz der Tmesis in mündlichem Kontext erhalten geblieben sein. Aus dieser postmykenischen Quelle kann die Dichtersprache geschöpft haben.

- Viertens: Dass die Tmesisstellung des Präverbs im ersten Jahrtausend noch im Bewusstsein verankert ist, wird durch eine weitere Beobachtung nahe gelegt: Folgen sich auf engem Raum zwei Verbalkomposita mit identischem Präverb, so geht das Präverb beim zweiten Kompositum verloren. Hom., *Il.* B 117f. illustriert dieses Phänomen einer Conjunction reduction<sup>150</sup>: ὅς δὴ πολλάσιν πολίων κατέλυσε κάρηνα | ήδ' ἔτι καὶ λύσει; das Simplex λύσει steht hier im Sinne von komponiertem κατα-λύσει, wobei das Präverb κατά unter Einfluss des erstgenannten κατέλυσε getilgt ist<sup>151</sup>. Weitere Belege liefern die attische Prosa und Bühnendichtung, sporadisch aber auch Literatur und Dialektinschriften anderer Regionen. Die Existenz einer solchen synchronen Regel im ersten Jahrtausend bestätigt den oben geäussererten Verdacht: Die Univerbierung von Präverb und

<sup>148</sup> Wackernagel 1924, 173 kommentiert diese Fälle wie folgt: „... so ist das offenkundig aus der damaligen Alltagsrede geschöpft.“

<sup>149</sup> Weitere Beispiele bei Bechtel 1921-24, Band 3, 265ff.

<sup>150</sup> S. Kiparsky 1968, 34 mit Anm. 4 sowie 46. Conjunction reduction bezeichnet den Ersatz einer Sequenz *markiertes Glied + markiertes Glied* (in unserem Fall: PRÄVERB + VERB ... PRÄVERB + VERB) durch *markiertes Glied + unmarkiertes Glied* (in unserem Fall: PRÄVERB + VERB ... VERB) bei identischer Markierung (in unserem Fall: identischem PRÄVERB).

<sup>151</sup> Vgl. für weitere Einzelheiten und Beispiele Renhan 1976, 11ff. sowie Turcan 1982.

Verb ist eine postmykenische Erscheinung, die freie Stellung des Präverbs bleibt noch über längere Zeit eine stilistische Option<sup>152</sup>.

- Fünftens: Schliesslich ist nicht völlig auszuschliessen, dass das Mykenische punkto Univerbierung von Präverb und Verb geneuert, ein der epischen Sprache zugrundeliegender (altonischer) Dialekt hingegen den alten Zustand in eine postmykenische Phase gerettet hat<sup>153</sup>. Am Rande sei erwähnt, dass auch der mykenische Dialekt in den einzelnen Zentren syntaktisch nicht gleich weit entwickelt ist. So zeigen die jüngst publizierten Tafeln aus Theben enklitische Stellung des Verbums *te-to* hinter seinem Objekt: vgl. die fehlende Worttrennung in TH Fq 126.1 *o-te tu-wa-te-to ma-ka* HORD T 1 VI[ /<sup>b</sup>ote <sup>b</sup>uost<sup>b</sup>eto ... / „als ein Brandopfer dargebracht wurde ...“<sup>154</sup>. Dieser Archaismus erinnert stark an homerische Satzstellungsmuster (vgl. Hom., Il. K 149 ποικίλον ἀμφ' ὥμοισι σάκος θέτο mit Skansion /sa-kós <sup>b</sup>éto/), findet im mykenischen Corpus der anderen Zentren aber keine Parallele.

Diese fünf Überlegungen lassen erstens an der Aussage zweifeln, die epische Sprache verhalte sich archaischer als das Mykenische. Zweitens machen sie plausibel, dass die Tmesis als allgemeingriechischer, eventuell in

<sup>152</sup> Eine weitere Überlegung spricht in diesem Zusammenhang für eine Univerbierung in postmykenischer Zeit. Bekanntlich zieht sich der Akzent beim Verbum nicht über das Augment zurück: vgl. συνέσχον /sun-é-sk<sup>b</sup>on/. Dies bedeutet, dass die Univerbierung von Augment und Verb der Univerbierung von Präverb und Verb vorangegangen sein muss. Im Mykenischen ist erstgenannte aber noch kaum Standard, da die Tafeln augmentlose Formen wie (Aor.) *a-pu-do-ke* KN Od 681.b /apu-dókel/ (neben augmentiertem *a-pe-do-ke* PY Fr 1184.1 /ap-e-dókel/) bezeugen.

<sup>153</sup> Vgl. für diese Annahme Duhoux 1998, 74ff. – Ein solcher Befund fände im Gebrauch der Kasuspartikel - $\varphi$  eine exakte Parallel. Im Epos und in einigen archaischen Reliktschriften auf Dialektinschriften ist - $\varphi$  als singularisches wie pluralisches Kasuszeichen verwendet, im Mykenischen hingegen bleibt - $\pi$  /-p<sup>b</sup>/ im lebendigen Sprachgebrauch auf den Plural beschränkt. In Hajnal 1995b, 294ff. habe ich hierbei in Betracht gezogen, dass das Mykenische einen syntaktisch weiter entwickelten Sprachzustand als die epische Sprache zeigt.

<sup>154</sup> Kommentar bei Aravantinos-Godart-Sacconi 2001, 184ff.

mündlichem Kontext verankerter Archaismus in postmykenischer Zeit überlebt. Damit entfällt auch die Tmesis als aussagekräftiges Kriterium für eine Altersbestimmung der epischen Sprache.

## § 16: Die Annahme eines vormykenischen Hexameters aus literaturgeschichtlicher Sicht

Gehen wir abschliessend zu einigen literaturgeschichtlichen Überlegungen über. Wir haben in § 13.3 bereits festgestellt, dass sich die Verfechter eines vormykenischen Hexameters auf eine Implikation stützen: dass nämlich allfällige (vor)mykenische Versstücke (deren Existenz wir in §§ 14 bis 15 in Zweifel gezogen haben) zwangsläufig bereits in Hexametern abgefasst worden seien.

Überraschenderweise wird die Alternative, wonach solche archaischen Versstücke durch andere Metren (etwa die gemäss § 14.1 ererbten Sieben- und Achtstilsler) transportiert worden seien, nirgends erwogen. Nichts aber ist natürlicher als dies:

- Erstens wird nirgendwo bestritten, dass in die homerische Diktion auch phraseologische Bestandteile einer ererbten „indogermanischen Dichtersprache“ eingeflossen sind<sup>155</sup>. Dabei spielt es keine Rolle, in welchem Umfang solche Bestandteile im epischen Repertoire Aufnahme gefunden haben. Entscheidend ist, dass es hierfür ein metrisches Vehikel gegeben haben muss, das auf jeden Fall nicht der Hexameter gewesen sein kann. Der Transfer von sprachlichen Bausteinen von einem Metrum ins andere ist also ein elementarer Vorgang.
- Es kommt hinzu, dass die Struktur der epischen Diktion die Annahme eines solchen Transfers geradezu fördert. So weisen Gentili-Giannini 1996, 49ff. auf gewisse – im Epos so elementare – Verbindungen aus Name plus Epitheton hin. Diese bilden nach den beiden Autoren einzelne Kola, die der metrischen Struktur lyrischer Versmasse entsprechen. Einige dieser Kola erweisen sich zudem aus lin-

<sup>155</sup> Eine materielle Auflistung der Elemente der „indogermanischen Dichtersprache“ liefert Schmitt 1967.

guistischer Sicht als besonders archaisch<sup>156</sup>. Ähnlich sammelt Ritoók 1987, 8ff. sprachliche Bestandteile der epischen Diktion, die einerseits inhaltlich archaisch wirken (also das Gedankengut der indogermanischen Dichtung repräsentieren), andererseits den ererbten Metren entsprechen, die als Bausteine für den Hexameter in Frage kommen: so etwa die pherekrateischen κλέος ἀφθιτον ἔσται, κλέος οὐπανὸν ἵκει oder das reizianische δωτῆρες ἔάων.

Diese Überlegungen zeigen, dass jegliche Annahme eines (vor)mykenischen Hexameters voreilig ist, so lange sie sich auf (vermeintlich) archaische Versstücke beruft. In § 18 werden wir auf diese Frage abschliessend zu sprechen kommen.

### § 17: Die Annahme eines vormykenischen Hexameters – Zwischenbilanz

Ziehen wir eine Zwischenbilanz, bevor wir einen abschliessenden Ausblick wagen: Wie in §§ 9.2 sowie 13.2 dargestellt, berufen sich die Verfechter eines mykenischen beziehungsweise gar vormykenischen Hexameters auf metrische Unregelmässigkeiten in einigen wenigen Versstücken. Indem sie diese Unregelmässigkeiten durch die Restitution (vor)mykenischer Lautstände beseitigen, identifizieren sie diese Versstücke als archaische „Formeln“ – und damit als Relikte einer hexametrischen Ependichtung des frühen zweiten Jahrtausends v.Chr.

Diese Argumentation ist aber aus den folgenden drei, in §§ 14 bis 16 genannten Gründen nicht schlüssig:

---

<sup>156</sup> Gentili-Giannini 1996, 53ff. stellen Kola wie μητίετα Ζεύς zur Diskussion, das sich durch die alte Vokativform auf /-ă #/ als archaisch erweist. „Esistono però delle formule che, per le loro caratteristiche linguistiche, sembrano rappresentare una fase indipendente della narrazione epica e dall'esametro, conservatasi intatta al loro interno.“ (l.c., 53). Ferner: „Se tale ricostruzione è esatta, è assai possibile che, con le formule riportate, ci troviamo di fronte a testimonianze di fraseologia, ritmicamente strutturata, indipendente dalla narrazione epica e da quest'ultima poi utilizzata“ (l.c., 55).

- Erstens: Die Restitution (vor)mykenischer Lautstände zur Beseitigung metrischer Unregelmässigkeiten ist nicht zwingend. Nehmen wir eine synthetische Entstehung des Hexameters aus ererbten sieben- oder achtsilbigen Kurzversen an, so lassen sich metrische Unregelmässigkeiten grundsätzlich auch als archaische Lizenzen eines Frühhexameters auffassen (s. in § 14.3; weitere Argumente für die synthetische Entstehung des Hexameters in § 16 sowie im folgenden § 18).
- Zweitens: Nehmen wir dennoch nicht davon Abstand, in gewissen Verspartien ältere Lautformen zu restituieren, so beansprucht keine dieser Lautformen zwingend (vor)mykenisches Alter (s. in §§ 15.2-4).
- Drittens: Selbst wenn wir schliesslich (entgegen den Erkenntnissen von §§ 14.3 und 15.2-4) davon ausgingen, dass gewisse Homerverse sich nicht durch metrische Lizenzen erklären liessen, sondern nur durch die Restitution eines (vor)mykenischen Lautstands – ein (vor)mykenischer Hexameter wäre damit noch nicht erwiesen. Denn die allfälligen Versstücke könnten ebenso gut aus alter, nicht-hexametrischer Dichtung in einen späteren (etwa postmykenischen) Hexameter übertragen worden sein (s. in § 13.3 sowie ausführlicher in § 16).

Zusammenfassend lässt sich feststellen, dass die vorgebrachten Argumente keine Altersbestimmung des Hexameters zulassen. Damit ist nicht gesagt, dass der Hexameter nicht schon eine (vor)mykenische Innovation sein könnte. Vielmehr wollen meine bisherigen Darlegungen verdeutlichen, dass uns unser bisheriges Wissen zum Ursprung des Hexameters alternative Möglichkeiten nicht ausschliessen lässt: so etwa eine spätere Entstehung des Hexameters in postmykenischer Zeit beziehungsweise den „Dunklen Jahrhunderten“.

Dabei manifestiert sich im Scheitern der bisherigen Bemühungen um eine Altersbestimmung ein Problem: die Fixierung auf die so genannte „Formel“ – beziehungsweise präziser auf die Frage, wie sich das Verhältnis von epischem „Formelschatz“ und Vers über die Jahrhunderte entwickelt hat. Gerade das klassische Konzept der „Formel“ wird von

der jüngsten Homerforschung jedoch stark in Frage gestellt (s. bereits § 9.2). Dies bleibt für unsere Auffassung des Hexameters und seiner Genese nicht ohne Auswirkungen. Wie ich in § 18 in einem abschliessenden Ausblick zeige, fordern die neuesten Erkenntnisse zur epischen Diktion und Versproduktion eine Abkehr von der formalen Auffassung des Hexameters. Stattdessen legen sie eine funktionale Betrachtungsweise des epischen Versmasses nahe.

## § 18: Der Hexameter – eine funktionale Annäherung

§ 18.1: Jahrzehntelang sah es die Homerforschung als gegeben an, dass im Zentrum der epischen Diktion die „Formel“ steht: also eine stehende, vom Epensänger memorierte Wortverbindung, die zum Ausdruck einer bestimmten mentalen Repräsentation (einer Idee) dient<sup>157</sup>. Die in den letzten 15 Jahren erschienenen Arbeiten von Th. Jahn, E. Visser und E. Bakker haben die Auffassung und Bedeutung der „Formel“ jedoch deutlich modifiziert. Die von ihnen erzielten Fortschritte lassen sich kurz in drei Etappen zusammenfassen<sup>158</sup>:

- In seiner Untersuchung der homerischen Bezeichnungen für die „Seelenorgane“ (θυμός, φρήν/φρένες, ἡτορ, κῆρ, κραδίη/καρδίη, πράπιδες) stellt Jahn 1987 fest, dass in der epischen Diktion zwischen ihnen kein semantischer Unterschied intendiert wird. Vielmehr werden diese Bezeichnungen in der Peripherie von Verben des „Denkens“ als Homonyme nach rein metrischen Gesichtspunkten verwendet. Sie sind bezüglich ihrer prosodischen Struktur komplementär, bilden also eine Art metrisches Suppletivsystem.

---

<sup>157</sup> Eine aktuelle Übersicht über den Begriff der „Formel“ und ihren forschungsgeschichtlichen Hintergrund vermittelt Latacz 2000b, 48ff.

<sup>158</sup> S. für die Arbeiten von Th. Jahn und E. Visser auch die klare Zusammenfassung von Latacz 1992.

- Visser 1987 (Zusammenfassung in Visser 1988 und Visser 1997b) befasst sich mit der Versifikationstechnik des Epensängers. Hierzu unterscheidet er grundsätzlich zwischen ...

... den Determinanten: Sie bilden den semantischen Nukleus eines Verses, der die Aussageabsicht (die „Idee“) trägt. Zu den Determinanten gehören etwa Anthroponyme.

... den peripheren Variablen: Sie komplettieren die Aussageabsicht. Periphere Variablen sind in erster Linie Verben und Konjunktionen.

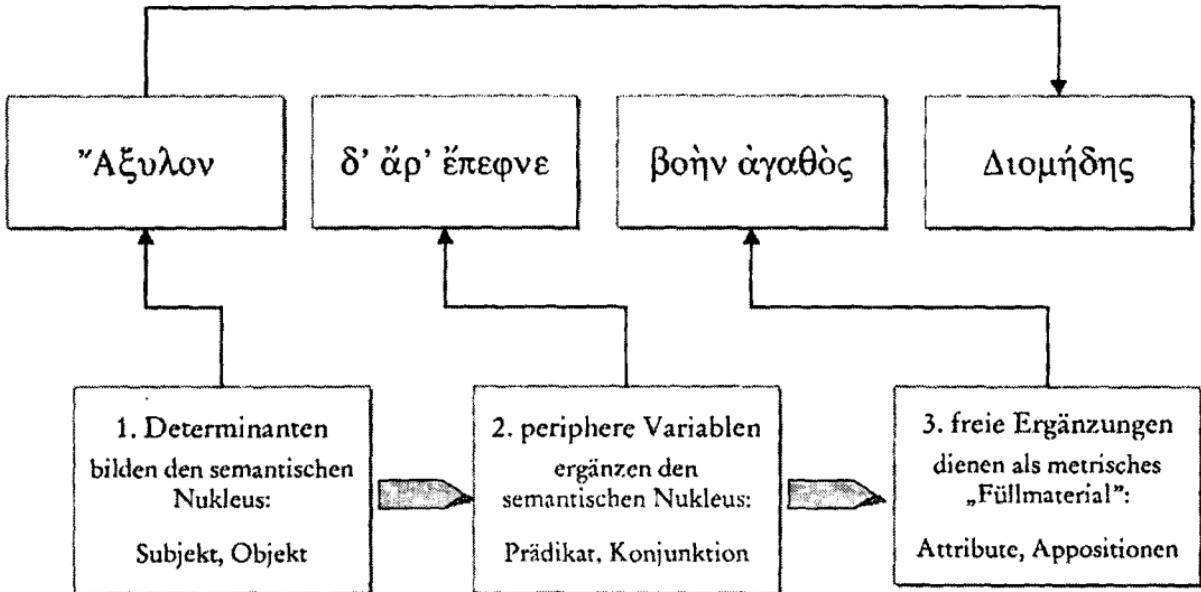
... den freien Ergänzungen: Sie sind das metrische „Füllmaterial“, das den Vers auf die vom Hexameter vorgegebene Länge bringt. Hierzu zählen etwa Epitheta ornantia oder Appositionen.

Anhand der Tötungsszenen illustriert Visser den Versifikationsprozess wie folgt: Die beiden Determinanten einer solchen Szene sind der Name des Töteren sowie der Name des Getöteten. Die metrische Gestalt dieser beiden Angaben bedingt nun die Wahl der ersten Variablen, des Verbums für „töten“. Im Sinne des von Jahn herausgearbeiteten Prinzips des metrischen Suppletivsystems kann der Sänger hier aus einem Satz metrisch komplementärer Homonyme wählen. Ergänzt wird der Vers durch die syntaktisch geforderte Konjunktion als zweite Variable. Den Freiraum (die „Raumreserve“), der nach Festlegung der vier semantisch notwendigen Elemente verbleibt, füllt der Sänger nach Belieben.

Die folgende Grafik 5 auf Seite 95 illustriert die Produktion des Verses Hom., Il. Z 12.

- Diesen Überlegungen zur Versifikationstechnik gibt Bakker 1990, 2ff., 1997a, 35ff. beziehungsweise zusammenfassend 1997b entscheidendes Gewicht. Gestützt auf die Erkenntnisse der modernen Diskursanalyse weist Bakker nach, dass der parataktische, appositive Stil eines homerischen Verses den Charakteristika der gesprochenen Sprache sehr nahe kommt.

Grafik 5: Die Genese eines homerischen Verses nach dem generativen Modell von E. Visser



Damit wird das von Visser gezeichnete Versifikations-Szenario auch in der Praxis plausibel<sup>159</sup>. Wenn Bakker in einem homerischen Hexameter gewöhnlich mehr als eine kognitive Einheit erkennt, so deckt sich das mit Vissers Aussage, wonach der Hexameter neben Determinanten und Variablen noch Platz für freie Ergänzungen offen lässt.

Aus den Studien von Jahn, Visser und Bakker resultiert eine erste, für die Frage des Hexameters entscheidende Erkenntnis. In den Worten von Latacz 1992, 823: „Wenn es zutrifft, daß die epische Improvisationstechnik ursprünglich ... darin besteht, Hexameter in einem Setz- und Füllverfahren aus *Einzelwörtern* zu generieren, dann kann die Formel nicht Elementarbaustein des Verfahrens sein, sondern nur Produkt.“ Ähnlich formuliert Visser 1988, 34: „Homer did not use given word-blocks, his basis rather was the semantically functional single-word, which cannot be replaced by any other.“ Eine homerische „Formel“ ist somit keine feststehende Wortverbindung. Als „formelhaft“ kann im Sinne des generativen Modells von Visser nunmehr nur zweierlei gelten:

- Erstens homonyme, metrisch verschiedenwertige periphere Variablen, die in traditionellen Szenen zum Einsatz kommen: so etwa die verschiedenen Verben des „Tötens“ oder die einzelnen Konjunktionen, welche die Redeabsicht verraten.
- Zweitens metrisch verschiedenwertige freie Ergänzungen, die verbleibende Verslücken füllen. So etwa Adjektive oder Adverbien, die mit nur geringem semantischem Eigenwert den Hexameter vervollständigen.

---

<sup>159</sup> So kommen Bakkers Erkenntnisse der Kritik von Russo 1997, 254ff. zuvor: Nach Russo lässt der von Visser vorgeschlagene Versifikationsprozess offen, in welcher Ordnung die einzelnen Elemente im Vers plaziert werden. Gehen wir von einem Konzept aus, das die epische Diktion den Gesetzmäßigkeiten der gesprochenen Sprache unterwirft, ergibt sich auf diese offene Frage eine befriedigende Antwort: Die Ordnung der Elemente im Vers entspricht – so gut wie möglich – derjenigen im gesprochenen Satz.

§ 18.2: Aus den neuen Erkenntnisse zur epischen Versifikation folgt: Die in § 13 geschilderten Versuche, das Alter der Epensprache und damit indirekt des Hexameters an der Formel festmachen zu wollen, sind a priori zum Scheitern verurteilt. Vielmehr raten uns die geschilderten Ergebnisse, die formale Sicht des Hexameters zugunsten einer funktionalen aufzugeben. Eine solche Sicht präsentiert Bakker 1997a, 49f., 125ff. sowie besonders 146ff.: Danach ist der Hexameter aus dem rhetorischen Bedürfnis hervorgegangen, den natürlichen Rhythmus gesprochener Sprache zur Steigerung des Vortragslebnisses zu regularisieren. Da der Hexameter üblicherweise mehr als eine kognitive Einheit enthält, baut er ursprünglich auch auf einzelnen Intonationseinheiten auf. Diese Intonationseinheiten entsprechen den Verseinschnitten des Hexameters<sup>160</sup>.

Damit liefert Bakker weitere Argumente für eine synthetische Auffassung des Hexameters, wie wir sie in § 14.2 bereits vorgestellt haben<sup>161</sup>. Auch für die Datierung des Hexameters ergeben sich in folgender Hinsicht neue Perspektiven:

---

<sup>160</sup> Vgl. zur Nähe von gesprochener Sprache und Vers auch die Darlegungen von Devine-Stephens 1993 sowie deren Resumé (ib. S. 399): „The more we find out about the prosody of Greek speech, the clearer it is becoming that the constituents of verse structure – syllables, feet, metre, hemistichs, stichoi – are simply more highly constrained, regularized or prototypical instances of prosodic constituents and domains that pre-exist in the Greek language.“

<sup>161</sup> Eine synthetische Genese des Hexameters wird durch eine weitere, im Rahmen von Bakkers Theorien fruchtbare Beobachtung gestützt. Wie Ruijgh 1990, 229ff. feststellt, entspricht die Platzierung der Enklitika im homerischen Vers nicht immer der geforderten Zweitstellung im Satz: so etwa in Hom., Il. A 68 ήτοι ὦ γ' ὡς εἰπὼν κατ' ἄρ' ἔζετο ..., wo das Enklitikon ἄρ' vermeintlich im Satzinnern erscheint. Die Annahme einer mündlichen Struktur lässt in diesem Vers nun einen Fall von „Left-dislocation“ erkennen. Das linksversetzte Syntagma ήτοι ὦ γ' ὡς εἰπὼν gibt losgelöst das Thema des folgenden Satzes κατ' ἄρ' ἔζετο an (vgl. deutsch „Der Mann mit dem Kind, ihn kenne ich“). Somit steht ἄρ' in der erwarteten Enklisenstellung (s. auch Bakker 1990, 10ff.). Solche Versstrukturen beweisen, dass ein Hexameter grundsätzlich mehr als einer kognitiven Einheit Platz bietet – was wiederum nahelegt, dass der Hexameter aus zwei Kurzversen, die je eine kognitive Einheit beinhalten, zusammengesetzt ist.

- Der Hexameter ist so alt wie der älteste Kern des metrischen Supplativsystems bei den Versvariablen. Untersuchungen hierzu stehen aus. Doch lässt sich bereits jetzt mit Sicherheit feststellen, dass die Ausbildung dieses Systems auch in postmykenischer Zeit voranschreitet: vgl. so aus dem von Jahn untersuchten Wortfeld Elemente wie *évi στήθεσσι* oder *κηρόθι*, die sich aus linguistischer Sicht (nordgriechischer Dat.Pl. auf -*εσσι* statt ion. -*εσι*, postmykenischer Bindevokal in -o-*θι*) als relativ jung erweisen. Damit können wir in mykenischer Zeit wohl kaum ein vollständig ausgebildetes Versifikationssystem voraussetzen<sup>162</sup>.
- Da der Hexameter auf der Regularisierung mündlicher Sprache beruht, ist der epischen Diktion eine „Grammatik der Mündlichkeit“ eigen. Zu ihren entscheidenden Steuerungselementen gehören die Partikeln /dél/ und /kai/. Während /dél/ die Progression der Handlung anzeigt (also zwei Ideen als selbständige Bestandteile einer Handlung darstellt), vereinigt /kai/ zwei Elemente einer Handlung zu einer Idee<sup>163</sup>. Zur Illustration sei auf Hom., Il. A 33 ὥς ἔφατ', ἔδεισεν δ' ὁ γέρων καὶ ἐπείθετο μύθῳ verwiesen. Die Übersetzung stellt die Rollen klar: „So sprach er. Da (= progressives /dél/; leitet zu neuer Idee über) geriet der alte Mann in Furcht und (= inkludierendes /kai/; verbalisiert dieselbe Idee auf eine neue Weise) gehorchte dem Wort.“ /kai/ ist im Ionischen nicht ursprünglich. Vielmehr setzt es das in den nordwestgriechischen Dialekten heimische \* /katí/ fort<sup>164</sup> und hat sich erst in nachmykenischer Zeit auf die südgriechi-

<sup>162</sup> In diesem Sinne ist auch an meinen Nachweis zu erinnern, wonach entscheidende Elemente des homerischen Lexikons in semantischer Hinsicht einen postmykenischen Zustand reflektieren (s. Hajnal 1998, 22ff.).

<sup>163</sup> S. Bakker 1997a, 62ff. beziehungsweise 71ff.

<sup>164</sup> Die im Südgriechischen erwartete Form lautet \*/kasi/. Sie ist im arkadischen und kyprischen Dialekt als /kas/ „und“ sowie in kypr. /kasiñētos/ „Bruder“ < „Mit-geborener“ (ferner evtl. in myk. *ka-si-ko-no* /kasi-?/) bezeugt. – Kaum zufällig setzt /kai/ in der von Homer verwendeten inkludierenden Funktion die Ursprungsbedeutung von \*/katí/ „mit“ fort. /kai/ ist somit schon früh nach der Übernahme aus dem Nordwestgriechischen in die mündliche Grammatik des Epos integriert worden.

schen Dialekte (also auch auf das Ionisch-Attische) ausgebreitet. Im Mykenischen wird die Funktion von inkludierendem /kai/ noch durch -qe /-k<sup>e</sup>e/ wahrgenommen: vgl. einen wohl mündlich diktierten Eintrag wie PY Eb 294.1 *o-pe-te-re-u qe-ja-me-no e-ke-qe ke-ke-me-na ko-to-na ... /Opheltreus Q. b<sup>ek</sup>hei-k<sup>e</sup>e k<sup>b</sup>ek<sup>b</sup>emenān ktōinān ... / „Opheltreus, der Q.: er besitzt (soundso viel) unbebautes Land“<sup>165</sup>. Inkludierendes \*-/k<sup>e</sup>e/ beziehungsweise dessen Nachfolger -te wäre deshalb auch im Epos zu erwarten, falls dieses Wurzeln in mykenischer Zeit besäße. – Im Gegensatz zu /kai/ findet sich /dēl/ in der von Bakker für Homer beschriebenen Funktion bereits auf mykenischen Tafeln: vgl. PY An 607.6-7 *do-qe-ja do-e-ra ma-te pa-te-de ka-ke-u MUL 1 /dork<sup>e</sup>ejā, do<sup>b</sup>elā matēr, patēr-de k<sup>b</sup>alkeūs/ „eine Dork<sup>e</sup>ejā, die Mutter Sklavin, der Vater Schmied“, wo /dēl/ die Personalien der betreffenden Arbeiterin um eine Vatersangabe ergänzt. Daraus ergibt sich ein widersprüchliches Bild: Die für den epischen Sprechgesang so elementaren Steuerungselemente sind teils archaisch (/dēl/), teils also aber auch nachweislich postmykenisch (/kai/).**

Eine vollständige Auswertung der historischen Aussagen, welche die funktionale Sicht des Hexameters ermöglicht, ist eine Aufgabe der Zukunft. Der erste Eindruck ist differenziert: Der Prozess, der zur Ausbildung der epischen Sprache mitsamt ihrer charakteristischen Grammatik führt, mag in mykenischer Zeit einsetzen. Er schreitet jedenfalls in postmykenischer Zeit stetig voran. Dies lässt es uns als höchst unwahrscheinlich erachten, dass die epische Sprache (in der bekannten Ausprägung) und der Hexameter in eine vormykenische Phase zurückreichen.

## § 19: Fazit zur Hexameterfrage

Waren mykenische Epensänger in der Lage, einen zeitgenössischen Krieg in Hexametern zu beschreiben? Unsere Antwort lautet „non liquet“.

---

<sup>165</sup> S. zur Funktion von myk. -qe die Analyse von Ruijgh 1971, 218ff. – Bezeichnenderweise fällt -qe als Relikt mündlicher Syntax weg, sobald der Eintrag von PY Eb 294 mitsamt anderen Einträgen auf die Sammelliste Ep 704 übertragen wird. Dort heisst es nunmehr (Z.1) *o-pe-te-re-u qe-ja-me-no e-ke ke-ke-me-na ko-to-na ...*

Denn die von den Verfechtern eines (vor)mykenischen Hexameters ins Feld geführten Argumente erweisen sich in keinem Fall als schlüssig.

Gerade die Ergebnisse der jüngsten Homerforschung geben jedoch zu grösserer Zuversicht Anlass. Epische Sprache und damit der Hexameter rücken näher an die gesprochene Sprache, was neue Vergleiche ermöglicht. Dabei zeigt sich, dass Homers Diktion kaum vormykenischen Ursprungs ist (also in eine Zeit vor 1400 v.Chr. zurückreicht), jedoch in ihren Ansätzen noch der auf den mykenischen Linear B-Tafeln bezeugten Diktion nahesteht<sup>166</sup>. Daher bleibt weiterhin nicht ausgeschlossen, dass die Wurzeln des Epos und damit des Hexameters in mykenischer Zeit liegen. Ebenso klar ist aber, dass die Ausbildung der epischen Formulierungstechnik und damit die Kanonisierung einen längeren Zeitraum über das Ende der mykenischen Epoche in Anspruch genommen hat. Es stellt sich somit die Frage, ob wir nicht den Fakten besser gerecht werden, die Genese des Hexameters sowie die Konstituierung der epischen Versifikationstechnik mehrheitlich und in Einklang zu den Annahmen in § 10.2 in postmykenische Zeit zu versetzen.

---

<sup>166</sup> Diese Sichtweise lässt auch anderes in neuem Licht erscheinen: so etwa den homerischen Schiffskatalog, dessen mykenisches Fundament durch gewisse toponomastische Übereinstimmungen mit den neuen Linear B-Tafeln aus Theben nun plausibel scheint (s. die Darstellung in § 11.3). Beweist der Fall des Schiffskatalogs demnach, dass auch alltägliches, allenfalls auf Linear B-Tafeln archiviertes Wissen Grundlage des epischen Vortrags sein konnte? Weitere Überlegungen zum Alter der Katalogdichtung stellt Visser 1998 an.

## **Anhang**

## Literaturverzeichnis

- Anreiter 2000: P. Anreiter, Keltisch, Keltoromanisch, Romanisch-„Pseudokeltisch“: Begriffliche Abgrenzbarkeit auf Grund ostalpiner Onyme, in: Linguistics and Language Studies. Exploring Language from Different Perspectives, ed. I. Kovačić et al., Ljubljana 2000, 61-75.
- Aravantinos-Godart-Sacconi 2001: V.L. Aravantinos-L. Godart-A. Sacconi, Thèbes. Fouilles de la Cadmée. I. Les tablettes en linéaire B de la *Odos Pelopidou*. Édition et commentaire, Pisa-Roma 2001.
- Astour 1967: M. Astour, Hellenosemitica. An Ethnic and Cultural Study in West Semitic Impact on Mycenaean Greece, Leiden 1967<sup>2</sup>.
- Bakker 1990: E.J. Bakker, Homeric discourse and enjambment. A cognitive approach, TAPhA 120(1990), 1-21.
- Bakker 1997a: E.J. Bakker, Poetry in Speech. Orality and Homeric Discourse, Ithaca and London 1997.
- Bakker 1997b: E.J. Bakker, The study of Homeric discourse, in: Morris-Powell 1997, 284-304.
- Bechtel 1921-24: F. Bechtel, Die griechischen Dialekte, Band I-III, Berlin 1921-1924.
- Bennet 1997: J. Bennet, Homer and the Bronze Age, in: Morris-Powell 1997, 511-534.
- Berg 1978: N. Berg, Parergon metricum: der Ursprung des griechischen Hexameters, MSS 37(1978), 11-36.
- Berg-Haug 2000: N. Berg-D. Haug, Innovation vs. tradition in Homer – an overlooked piece of evidence, Symbolae Osloenses 75(2000), 5-23.
- Berg-Lindeman 1992: N. Berg-F.O. Lindeman, The etymology of Greek αὐτός and Od. 19.327 αὐσταλέος: Homeric metrics and linguistics – a question of priority, Glotta 70(1992), 181-196.
- Bryce 1989a: T.R. Bryce, Ahhiyawans and Mycenaeans – an Anatolian viewpoint, OJA 8(1989), 297-310.
- Bryce 1989b: T.R. Bryce, The nature of the Mycenaean involvement in Western Anatolia, Historia 38(1989), 1-21.
- Bryce 1998: T.R. Bryce, The Kingdom of the Hittites, Oxford 1998.

Carruba 1995: O. Carruba, *Aḥhiyā e Aḥhiyawā, la Grecia e l'Egeo*, in: Studio Historiae Ardens. Ancient Near Eastern Studies presented to Ph.H.J. Houwink ten Cate on the Occasion of his 65th Birthday, edd. Th.P.J. van den Hout-J. de Roos, Istanbul 1995, 1-21.

Chantraine 1958: P. Chantraine, Grammaire homérique. Tome I: Phonétique et morphologie, Paris 1958.

Crespo 1977: E. Crespo, Elementos antiguos y modernos en la prosodia homérica, Salamanca 1977 (= Supl. a Minos, Núm. 7).

Crielaard 1995a: Homeric Questions. Essays in Philology, Ancient History and Archaeology, including the Papers of a Conference Organized by the Netherlands Institute at Athens (15 May 1993), ed. by J.P. Crielaard, Amsterdam 1995.

Crielaard 1995b: J.P. Crielaard, Homer, history and archaeology. Some remarks on the date of the Homeric world, in: Crielaard 1995a, 201-288.

Deger-Jalkotzy 1991a: S. Deger-Jalkotzy, Die Erforschung des Zusammenbruchs der sogenannten mykenischen Kultur und der sogenannten Dunklen Jahrhunderte, in: Latacz 1991, 127-154.

Deger-Jalkotzy 1991b: S. Deger-Jalkotzy, Zum Verlauf der Periode SH IIIC in Achaia, Meletemata 13(1991), 19-29 (= Achaia und Elis in der Antike, Akten des 1. Internationalen Symposiums, Athen, 19.-21. Mai 1989, ed. A.D. Rizakis).

del Monte-Tischler 1978: G.F. del Monte-J. Tischler, Répertoire Géographique des Textes Cunéiformes, Band 6: Die Orts- und Gewässernamen der hethitischen Texte, Wiesbaden 1978 (= Beihefte zum Tübinger Atlas des Vorderen Orients, Reihe B Nr. 7/6).

Devine-Stephens 1993: A.M. Devine-L.D. Stephens, Evidence from experimental psychology for the rhythm and metre of Greek verse, *TAPhA* 123(1993), 379-403.

Duhoux 1994-95: Y. Duhoux, Le mycénien connaissait-il la tmèse?, *Minos* 29-30 (1994-1995), 187-202.

Duhoux 1998: Y. Duhoux, Autour de la tmèse grecque, in: *Quaestiones Homericæ. Acta Colloquii Namurcensis (habiti diebus 7-9 mensis Septembris anni 1995)*, edd. L. Isebaert-R. Lebrun, Louvain-Namur 1998, 71-80.

Easton et al. 2002: D.F. Easton-J.D. Hawkins-A.G. Sheratt-E.S. Sheratt, Troy in recent perspective, *An.St.* 52(2002), 75-109.

- Fantuzzi 1984: M. Fantuzzi, Preistoria dell'esametro e storia della cultura greca arcaica: a proposito di alcuni studi recenti, MD 12-13(1984), 35-60.
- Fantuzzi-Pretagonisti 1996: M. Fantuzzi-R. Pretagonisti (edd.), *Struttura e storia dell'esametro greco*, Studi di metrica classica, 10, Volume II, Roma 1996.
- Finkelberg 1988: M. Finkelberg, From Ahhiyawa to 'Αχαιοί, *Glotta* 66(1988), 127-134.
- Finnegan 1976: R. Finnegan, What is oral literature anyway? Comments in the light of some African and other comparative material, in: B.A. Stoltz-R.S. Shannon (edd.), *Oral Literature and the Formula*, Ann Arbor 1976, 127-166.
- Galter 1997: H.D. Galter (ed.), *Troia. Mythen und Archäologie*, Graz 1997 (= Grazer Morgenländische Studien, Band 4).
- Garstang-Gurney 1959: J. Garstang-O.R. Gurney, *The Geography of the Hittite Empire*, London 1959.
- Gentili-Giannini 1996: B. Gentili-P. Giannini, Preistoria e formazione dell'esametro, in: Fantuzzi-Pretagonisti 1996, 11-62 (Erstabdruck in: QUCC 26, 1977, 7-51).
- Goetze 1962: A. Goetze, Cilicians, *JCS* 16(1962), 48-58.
- Güterbock 1983: H.G. Güterbock, The Hittites and the Aegean world: Part I. The Ahhiyawa problem reconsidered, *AJA* 87(1983), 133-143.
- Güterbock 1986: H.G. Güterbock, Troy in Hittite texts? Wilusa, Ahhiyawa, and Hittite history, in: Mellink 1986, 33-44 (= H.A. Hoffner [ed.], *Perspectives on Hittite Civilization. Selected Writings of H.G. Güterbock*, Chicago 1997, 223-228).
- Hackstein 2002: O. Hackstein, *Die Sprachform der homerischen Epen. Faktoren morphologischer Variabilität in literarischen Frühformen: Tradition, Sprachwandel, Sprachliche Anachronismen*, Wiesbaden 2002.
- Haider 1997: P.W. Haider, Troia zwischen Hethitern, Mykenern und Mysern – Besitzt der Trojanische Krieg einen historischen Hintergrund?, in: Galter 1997, 97-140.
- Hajnal 1995a: I. Hajnal, Der lykische Vokalismus. Methode und Erkenntnisse der vergleichenden anatolischen Sprachwissenschaft, angewandt auf das Vokalsystem einer Kleincorpussprache, Graz 1995.
- Hajnal 1995b: I. Hajnal, *Studien zum mykenischen Kasussystem*, Berlin-New York 1995.

Hajnal 1998: I. Hajnal, Mykenisches und homerisches Lexikon: Übereinstimmungen, Divergenzen und der Versuch einer Typologie, Innsbruck 1998 (= IBS, Vorträge und Kleinere Schriften 69).

Hajnal 2000: I. Hajnal, Der adjektivische Genitivausdruck der luwischen Sprachen (im Lichte neuerer Erkenntnisse), in: 125 Jahre Indogermanistik in Graz, edd. M. Ofitsch-Chr. Zinko, Graz 2000, 159-184.

Hajnal, im Druck: I. Hajnal, Die Tmesis bei Homer und auf den mykenischen Linear B-Tafeln – ein chronologisches Paradox?, im Druck in einer einschlägigen Festschrift.

Haug 2002: D. Haug, Les phases de l'évolution de la langue épique. Trois études de linguistique homérique (= Hypomnemata 142), Göttingen 2002.

Haug-Welo 2001: D. Haug-E. Welo, The Proto-Hexameter hypothesis: perspectives for further research, Symbolae Osloenses 76(2001), 130-136.

Hawkins 1995: J.D. Hawkins, The Hieroglyphic Inscription of the Sacred Pool Complex at Hattusa (SÜDBURG). With an Archaeological Introduction by Peter Neve, Wiesbaden 1995 (=SeBoT, Beiheft 3).

Hawkins 1996: J.D. Hawkins, A Hieroglyphic Luwian inscription of a silver bowl in the Museum of Anatolian Civilizations, Ankara, Anadolu Medeniyetleri Müzesi, 1996 yılı, 7-24.

Hawkins 1998: J.D. Hawkins, Tarkasnawa King of Mira: 'Tarkondemos', Boğazköy sealings and Karabel, An.St. 48(1998), 1-32.

Hawkins 1999: J.D. Hawkins, Karabel, „Tarkondemos“ and the land of Mira. New evidence on the Hittite empire period in Western Anatolia, Würzburger Jahrbücher für die Altertumswissenschaft, N.F. 23(1999), 7-14.

Hawkins 2000: J.D. Hawkins, Corpus of Hieroglyphic Luwian Inscriptions. Volume 1: Inscriptions of the Iron Age. Part 1-2, Berlin-New York 2000.

Hawkins-Easton 1996: J.D. Hawkins-D. Easton, A hieroglyphic seal from Troia, Studia Troica 6(1996), 111-118.

Heinhold-Krahmer 1976-80: S. Heinhold-Krahmer, Karkiša, in: Reallexikon der Assyriologie, ed. D.O. Edzard, Fünfter Band (Ia... - Kizzuwatna), Berlin-New York 1976-80, 446-447.

Heinhold-Krahmer, im Druck: S. Heinhold-Krahmer, Zur Gleichsetzung der Namen Ilios-Wiluša und Troia-Taruiša, in: Chr. Ulf (ed.), Der neue Streit um Troia. Eine Bilanz, München 2003, 146-168.

Heubeck 1972: A. Heubeck, Syllabic γ in Mycenaean Greek?, in: Acta Mycenaea. Proceedings of the Fifth International Colloquium on Mycenaean Stu-

- dies, Held in Salamanca, 30 March - 3 April 1970, ed. M.S. Ruipérez, Salamanca 1972 (= Minos, N.S. XI-XII), Vol. II, 55-79.
- Heubeck 1985: A. Heubeck, Zu einigen kleinasiatischen Ortsnamen, *Glotta* 63(1985), 115-136.
- Hiller-Panagl 1976: S. Hiller-O. Panagl, Die frühgriechischen Texte aus mykenischer Zeit, Darmstadt 1976.
- Hoekstra 1981: A. Hoekstra, *Epic Verse Before Homer*, Amsterdam-Oxford-New York 1981.
- Högemann 2000a: P. Högemann, Der Iliasdichter, Anatolien und der griechische Adel, *Klio* 82(2000), 7-39.
- Högemann 2000b: P. Högemann, Zum Iliasdichter – ein anatolischer Standpunkt, *Studia Troica* 10(2000), 183-198.
- Hoffner 1982: H.A. Hoffner, The Milawata letter augmented and reinterpreted, *Archiv für Orientforschung*, Beiheft 19(1982), 130-137.
- Horrocks 1980: G.C. Horrocks, The antiquity of the Greek epic tradition: some new evidence, *PCPhS* N.S. 26(1980), 1-11.
- Horrocks 1981: G.C. Horrocks, *Space and Time in Homer. Prepositional and Adverbial Particles in the Greek Epic*, New York 1981 (repr. 1984).
- Horrocks 1987: G.C. Horrocks, The Ionian epic tradition: was there an Aeolic phase in its development?, in: *Studies in Mycenaean and Classical Greek presented to John Chadwick*, edd. J.T. Killen-J.L. Melena-J.-P. Olivier, Salamanca 1987 (= Minos, N.S. XX-XXII), 269-294.
- Horrocks 1997: G.C. Horrocks, Homer's dialect, in: Morris-Powell 1997, 193-217.
- Houwink ten Cate 1970: Ph.J. Houwink ten Cate, *The Records of the Early Hittite Empire (C. 1450-1380 B.C.)*, Istanbul 1970.
- Huxley 1960: G.E. Huxley, *Achacans and Greeks*, Oxford 1960.
- Jahn 1987: Th. Jahn, Zum Wortfeld 'Seele-Geist' in der Sprache Homers, München 1987 (= Zetemata, Heft 83).
- Jasink 1995: A.M. Jasink, *Gli stati neo-ittoni. Analisi delle fonti scritte e sintesi storica*, Pavia 1995 (= *Studia Mediterranea* 10).
- Kastner 1967: W. Kastner, *Die griechischen Adjektive zweier Endungen auf -ΟΣ*, Heidelberg 1967.

- Killen 1994: J.T. Killen, Thebes sealings, Knossos tablets and Mycenaean state banquets, *BICS* 1994, 67-84.
- Kimball 1994: S. Kimball, Loss and retention of voiced velars in Luvian: another look, *IF* 99(1994), 75-85.
- Kiparsky 1968: P. Kiparsky, Tense and Mood in Indo-European Syntax, *Foundations of Language* 4(1968), 30-57.
- Laroche 1957: E. Laroche, Notes de toponymie anatolienne, in: *MNHMHΣ XAPIN*, Gedenkschrift Paul Kretschmer, Wiesbaden-Wien 1957, 1-7.
- Laroche 1958: E. Laroche, Études sur les hiéroglyphes hittites, *Syria* 35(1958), 252-82.
- Laroche 1961: E. Laroche, Études de toponymie anatolienne, *RHA* 19, fasc. 69(1961), 57-98.
- Latacz 1988: J. Latacz, Neues von Troja, *Gymnasium* 95(1988), 385-413.
- Latacz 1991: Zweihundert Jahre Homer-Forschung. Rückblick und Ausblick, ed. J. Latacz, Stuttgart-Leipzig 1991 (= Colloquium Rauricum Band 2).
- Latacz 1992: J. Latacz, Neuere Erkenntnisse zur epischen Versifikationstechnik, *SIFC* 85(1992), 807-826.
- Latacz 1997: J. Latacz, Troia und Homer. Neue Erkenntnisse und neue Perspektiven, in: Galter 1997, 1-42.
- Latacz 2000a: J. Latacz (ed.), Homers Ilias. Gesamtkommentar. Herausgegeben von J.L. Prolegomena von Fritz Graf et al., München-Leipzig 2000.
- Latacz 2000b: J. Latacz, Formelhaftigkeit und Mündlichkeit, in: Latacz 2000a, 39-59.
- Latacz 2001: J. Latacz, Troia und Homer. Der Weg zur Lösung eines alten Rätsels, 3., durchgesehene und verbesserte Auflage, München-Berlin 2001.
- Latacz 2002: J. Latacz, Troia – Wilios – Wilusa: Drei Namen für ein Territorium, in: *Mauerschau. Festschrift für Manfred Korfmann*, edd. R. Aslan et al., Remshalden 2002, Bd. III, 1103-1121.
- Latacz et al. 1998: J. Latacz et al., Epos. II. Klassische Antike, in: H. Cancik-H. Schneider (edd.), *Der neue Pauly. Enzyklopädie der Antike*, Bd. 4 (Epo-Gro), Stuttgart-Weimar 1998, 11-29.
- Lehmann 1991: G.A. Lehmann, Die ‘politisch-historischen’ Beziehungen der Ägis-Welt des 15.-13. Jh.s v.Chr. zu Ägypten und Vorderasien: einige Hinweise, in: Latacz 1991, 105-126.

- Lejeune 1972: M. Lejeune, Phonétique historique du mycénien et du grec ancien, Paris 1972.
- Locher 1963: J.P. Locher, Untersuchungen zu *ἱερός*, hauptsächlich bei Homer, Diss. Bern 1963.
- Macía Aparicio 1992: L.M. Maciá Aparicio, Origen y estructura del hexámetro dactílico. Revisión crítica, EClás 34(1992), 87-103.
- Magnelli 1996: E. Magnelli, Studi recenti sull'origine dell'esametro: un profilo critico, in: Fantuzzi-Pretagonisti 1996, 111-137.
- Mannsperger 2002: D. Mannsperger, Troia. I. Geschichte, in: H. Cancik-H. Schneider (edd.), Der Neue Pauly, Band 12/I (Tam-Vel), Stuttgart-Weimar 2002, 852-857.
- Mee 1998: C. Mee, Anatolia and the Aegean in the Late Bronze Age, in: The Aegean and the Orient in the Second Millennium (Proceedings of the 50th Anniversary Symposium, Cincinnati, 18-20 April 1997), edd. E.H. Cline-D. Harris-Cline, Liège 1998 (= Aegaeum 18), 137-149.
- Meier(-Brügger) 1975: M. Meier, -ίδ-. Zur Geschichte eines griechischen Nominalsuffixes, Göttingen 1975 (= Ergänzungshefte zur Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung, Nr. 23).
- Meier-Brügger 1989: M. Meier-Brügger, Episch μητίτα (*Zeύς*) und das Suffix -(*f*)εvt-, HS 102(1989), 207-210.
- Meillet 1923: A. Meillet, Les origines indo-européennes des mètres grecs, Paris 1923.
- Meister 1921: K. Meister, Die homerische Kunstsprache, Leipzig 1921.
- Melchert 1989: H.C. Melchert, New Luvo-Lycian isoglosses, HS 102(1989), 23-45.
- Melchert 1993: H.C. Melchert, Cuneiform Luvian Lexicon, Chapel Hill, N.C. 1993 (= Lexica Anatolica Volume 2).
- Melchert 1994: H.C. Melchert, Anatolian Historical Phonology, Amsterdam-Atlanta, GA, 1994 (= Leiden Studies in Indo-European 3).
- Mellink 1986: M. Mellink (ed.), Troy and the Trojan War. A Symposium Held at Bryn Mawr College, October 1984, Bryn Mawr 1986.
- Miller 1982: D.G. Miller, Homer and the Ionic Epic Tradition. Some Phonic and Phonological Evidence Against an Aeolic 'Phase', Innsbruck 1982.
- Moralejo Alvarez 1973: J.J. Moralejo Alvarez, Sonantes y griego micénico, Emetrita 41(1973), 409-426.

- Morpugo Davies 1985: A. Morpugo Davies, Mycenaean and Greek lexicon, in: Morpugo Davies-Duhoux 1985, 75-125.
- Morpugo Davies-Duhoux 1985: A. Morpugo Davies-Y. Duhoux, Linear B: a 1984 Survey. Proceedings of the Mycenaean Colloquium of the VIIth Congress of the International Federation of the Societies of Classical Studies (Dublin, 27 August - 1st September 1984), Louvain-La-Neuve 1985.
- Morris-Powell 1997: I. Morris-B. Powell (edd.), A New Companion to Homer, Leiden-New York-Köln 1997 (= *Mnemosyne*, Suppl. 163).
- Mountjoy 1998: P.A. Mountjoy, The East Aegean-West Anatolian interface in the Late Bronze Age: Mycenaeans and the kingdom of Ahhiyawa, *An.St.* 48(1998), 33-67.
- Nagy 1974: G. Nagy, Comparative Studies in Greek and Indic Meter, Cambridge 1974.
- Nagy 1998: G. Nagy, Is there an etymology for the dactylic hexameter?, in: Mír Curad. Studies in Honor of Calvert Watkins, edd. J. Jasanoff et al., Innsbruck 1998, 495-508.
- Neu-Rüster 1988: E. Neu-Chr. Rüster (edd.), Documentum Asiae Minoris Antiquae. Festschrift für Heinrich Otten zum 75. Geburtstag, Wiesbaden 1988.
- Neumann 1988: G. Neumann, Die hethitisch-luwischen Ortsnamen auf *-issa-* und *-ussa-*, in: Neu-Rüster 1988, 255-261.
- Neumann 1994: G. Neumann, Beobachtungen an karischen Ortsnamen, in: La Decifrazione del Cario (I° Simposio Int., Roma, 3-4 maggio 1993), edd. M.E. Gianotta et al., Roma 1994, 183-191.
- Niemeier 1998: W. Niemicier, The Mycenaeans in Western Anatolia and the Problem of the Origins of the Sea Peoples, in: S. Gitin (ed.), Mediterranean peoples in transition: thirteenth to early tenth centuries BCE. In honor of Trude Dothan, Jerusalem 1998, 17-65.
- Nünlist 2000: R. Nünlist, Homerische Metrik, in: Latacz 2000a, 109-114.
- O'Neill 1942: E.G. O'Neill, The localization of metrical wordtypes in the Greek hexameter, *Yale Classical Studies* 8(1942), 103-178.
- Opland 1983: Xhosa Oral Poetry. Aspects of a Black South African Tradition, Cambridge 1983.
- Otten 1973: H. Otten, Eine althethitische Erzählung um die Stadt Zalpa, Wiesbaden 1973 (= StBoT Heft 17).

- Otten 1988: H. Otten, Die Bronzetafel aus Boğazköy. Ein Staatsvertrag Tuthalijs IV., Wiesbaden 1988 (= StBoT, Beiheft 1).
- Peters 1980: M. Peters, Untersuchungen zur Vertretung der indogermanischen Laryngale im Griechischen, Wien 1980.
- Peters 1989: M. Peters, Sprachliche Studien zum Frühgriechischen, unveröffentl. Habilitationsschrift Wien 1989.
- Poetto 1993: M. Poetto, L'iscrizione luvio-geroglifica di Yalburt, Pavia 1993 (= *Studia Mediterranea* 8).
- Porter 1951: H.N. Porter, The early Greek hexameter, *Yale Classical Studies* 12(1951), 3-63.
- Prinz 1979: F. Prinz, Gründungsmythen und Sagenchronologie (= *Zetemata* Heft 72), München 1979.
- Puhvel 1991: J. Puhvel, Homer and Hittite, Innsbruck 1991 (= IBS, Vorträge und Kleinere Schriften 47).
- Renehan 1976: R. Renchan, Studies in Greek Texts. Critical Observations to Homer, Plato, Euripides, Aristophanes and other Authors (= *Hypomnemata* Heft 43), Göttingen 1976.
- Risch 1974: E. Risch, Wortbildung der homerischen Sprache, 2. völlig überarbeitete Auflage, Berlin 1974.
- Risch 1983: E. Risch, Probleme bei der Schreibung von Hiat und Kompositionsfuge im Mykenischen, in: *Res Mycenaeeae*, Akten des VII. Internationalen Mykenologischen Colloquiums in Nürnberg vom 6.-10. April 1981, edd. A. Heubeck-G. Neumann, Göttingen 1983, 374-390.
- Ritoók 1987: Z. Ritoók, Vermutungen zum Ursprung des griechischen Hexameters, *Philologus* 131(1987), 2-18.
- Ruijgh 1971: C.J. Ruijgh, Autour de „te épique“. Études sur la syntaxe grecque, Amsterdam 1971.
- Ruijgh 1985: C.J. Ruijgh, Le mycénien et Homère, in: Morpurgo Davies-Duhoux 1985, 143-190.
- Ruijgh 1990: C. J. Ruijgh, La place des enclitiques dans l'ordre des mots chez Homère d'après la loi de Wackernagel, in: *Sprachwissenschaft und Philologie. Jacob Wackernagel und die Indogermanistik heute. Colloquium der Indogermanischen Gesellschaft vom 13. bis 15. Oktober 1988 in Basel*, hrsg. von H. Eichner-H. Rix, Wiesbaden 1990, 213-233.

- Ruijgh 1995: C.J. Ruijgh, D'Homère aux origines proto-mycéniennes de la tradition épique, in: Crielaard 1995a, 1-96.
- Ruijgh 2000: C.J. Ruijgh, La genèse du dialecte homérique, ŽA 50(2000), 213-229.
- Ruipérez-Vara 1972: M.S. Ruipérez-J. Vara, Le mycénien et les traces d'occlusives finales dans le texte homérique, Minos 13(1972), 192-196.
- Russo 1997: J. Russo, The formula, in: Morris-Powell 1997, 238-259.
- Schmitt 1967: R. Schmitt, Dichtung und Dichtersprache in indogermanischer Zeit, Wiesbaden 1967.
- Schmitt 1976-80: R. Schmitt, Karer, in: Reallexikon der Assyriologie, ed. D.O. Edzard, Fünfter Band (Ia... - Kizzuwatna), Berlin-New York 1976-80, 423-425.
- Shelmerdine 1995: C.W. Shelmerdine, Shining and fragrant cloth in Homeric epic, in: The Ages of Homer. A Tribute to Emily Townsend Vermeule, edd. J.B. Carter-S.P. Morris, Austin 1995, 99-107.
- Singer 1983: I. Singer, Western Anatolia in the thirteenth century B.C. according to the Hittite sources, An.St. 33(1983), 205-217.
- Sommer 1932: F. Sommer, Die Ahhijawa-Urkunden, München 1932 (= Abhandl. der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, Phil-hist. Abt., Neue Folge. Heft 6).
- Sommer 1934: F. Sommer, Ahhijavafrage und Sprachwissenschaft, München 1934 (= Abhandl. der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, Phil-hist. Abt., Neue Folge. Heft 9).
- Starke 1985: F. Starke, Die keilschriftluwischen Texte in Umschrift, Wiesbaden 1985 (= StBoT Heft 30).
- Starke 1990: F. Starke, Untersuchung zur Stammbildung des keilschrift-luwischen Nomens, Wiesbaden 1990 (= StBoT Heft 31).
- Starke 1997: F. Starke, Troia im Kontext des historisch-politischen und sprachlichen Umfelds Kleinasiens im 2. Jahrtausend, Studia Troica 7(1997), 447-487.
- Steiner 1964: G. Steiner, Die Ahhijawa-Frage heute, Saeculum 15(1964), 365-392.
- Tekoglu-Lemaire 2000: R. Tekoglu-A. Lemaire, La bilingue royale louvito-phénicienne de Cinéköy, CRAI 2000/3, 961-1006.
- Tichy 1981: E. Tichy, Hom. ἀνδροτήτα und die Vorgeschichte des daktylischen Hexameters, Glotta 59(1981), 28-67.

Turcan 1982: I. Turcan, La dépréverbation dans les langues classiques, BSL 77(1982), 273-284.

Ünal 1991: A. Ünal, Two peoples on both sides of the Aegean Sea: did the Achaeans and the Hittites know each other?, in: Essays on Ancient Anatolian and Syrian Studies in the 2nd and 1st Millennium B.C., ed. H.I. Prince Takahito Mikasa, Wiesbaden 1991, 16-44.

Ünal 1997: A. Ünal, Zur historischen Geographie von Kizzuwatna und Lage von Sirkeli – eine Bilanz, *IstMitt* 47(1997), 143-150.

Vigorita 1997: J.F. Vigorita, The Indo-European origins of the Greek hexameter and distich, *ZVS* 91(1977), 288-299.

Vine 1997: B. Vine, On the heptasyllabic verses of the Rig-Veda, *ZVS* 91(1977), 246-255.

Visser 1987: E. Visser, Homerische Versifikationstechnik. Versuch einer Rekonstruktion. Frankfurt/M.-Bern-New York 1987.

Visser 1988: E. Visser, Formulae or single words? Towards a new theory on Homeric verse-making, *Würzburger Jahrbücher für die Altertumswissenschaft*, Neue Folge XIV(1988), 21-37.

Visser 1997a: E. Visser, Homers Katalog der Schiffe, Stuttgart-Leipzig 1997.

Visser 1997b: E. Visser, Die Formel als Resultat frühgriechischer Versifikationstechnik. Generative Versbildung und die Gestaltung von Katalogversen, in: *Hommage à Milman Parry. Le style formulaire de l'épopée homérique et la théorie de l'oralité poétique*, ed. F. Letoublon, Amsterdam 1997, 159-172.

Visser 1998: E. Visser, Formale Typologien im Schiffskatalog der *Ilias*: Befunde und Konsequenzen, in: *New Methods in the Research of Epic*, ed. H.L.C. Tristram, Tübingen 1998, 25-44 (= Script Oralia; 107).

Wackernagel 1916: J. Wackernagel, Sprachliche Untersuchungen zu Homer, Göttingen 1916.

Wackernagel 1924: J. Wackernagel, Vorlesungen über Syntax. Zweite Reihe, Basel 1924.

Wathelet 1966: P. Wathelet, La coupe syllabique et les liquides voyelles dans la tradition formulaire de l'épopée grecque, in: *Recherches linguistiques en Belgique*, Wetteren 1966, 145-173.

Wathelet 1970: P. Wathelet, Les traits éoliens dans la langue de l'épopée grecque, Roma 1970 (= Incunabula Graeca, Vol. XXXVII).

- Watkins 1963: C. Watkins, Indo-European metrics and archaic Irish verse, *Celtica* 6(1963), 194-249 (= Selected Writings, Innsbruck 1994, 349-404).
- Watkins 1964: C. Watkins, The reconstruction of Indo-European sentence structure, in: Proceedings of the Ninth International Congress of Linguists, Cambridge, Mass., August 27-31, 1962, ed. H.C. Lunt, London-The Hague-Paris 1964, 1035-1042.
- Watkins 1986: C. Watkins, The Language of the Trojans, in: Mellink 1986, 45-62.
- Watkins 1995: C. Watkins, How to Kill a Dragon. Aspects of Indo-European Poetics, New York-Oxford 1995.
- Weilhartner 2000: J. Weilhartner, Ober- und Unterstadt von Troia im archäologischen Befund und in den homerischen Epen, *Studia Troica* 10(2000), 199-209.
- West 1973a: M.L. West, Indo-European metre, *Glotta* 51(1973), 161-187.
- West 1973b: M.L. West, Greek poetry 2000-700 B.C., *CQ N.S.* 23(1973), 179-192.
- West 1988: M.L. West, The rise of the Greek epic, *JHS* 108(1988), 151-172.
- West 1997a: M.L. West, The East Face of Helicon, Oxford 1997.
- West 1997b: M.L. West, Homer's metre, in: Morris-Powell 1997, 218-237.
- Wilhelm 1988: G. Wilhelm, Zur ersten Zeile des Šunaššura-Vertrages, in: Neu-Rüster 1988, 359-370.

## Sachindex (sofern nicht aus dem Inhaltsverzeichnis ersichtlich)

- \*/-ada/ (anatol. Formans), 28<sup>29</sup>  
Adana, 40f.  
aktion. Kern (der Epensprache), 80f.  
äol. Versmasse, 70ff.  
Äolismen (im Homertext), 81  
Aphärese (des Anlautvokals im Anatol.), 41<sup>(67)</sup>  
Conjunction reduction, 88<sup>(150)</sup>  
Correptio attica, 83f.  
Dehnung des Auslautvokals (bei Homer), 81f.  
Diskursanalyse (an hom. Texten), 94  
Entlehnungshypothese (des Hexameters), 70<sup>(108)</sup>  
Entsprechung (toponomastische), 15<sup>10</sup>  
„formelhaft“ (neue Definition), 96  
generatives Modell (der hom. Versifikation), 47f., 94ff.  
Gleichung (toponomastische), 15<sup>10</sup>  
griech. \*/Ak<sup>b</sup>aιγά/ (Toponym), 55<sup>(89)</sup>  
griech. Ethnika (zu fremden Toponymen), 39  
griech. Μίλητος, 25  
griech. Τρώς (Flexion), 34<sup>46</sup>  
griech. Υπαχαιοί, 41<sup>(68)</sup>  
Hept-/Penthemimeres, 75  
heth. Ḫ̄ssūya, 32<sup>42</sup>  
heth. Karkiża, Karkiša, 30<sup>(33)</sup>  
heth. Millaya(n)da, 25ff.  
hluw. Hijaşa-, 40ff.  
hluw. Inschrift ANKARA (silver bowl), 33  
hluw. Rollsiegel aus Troia, 18  
hom. Reflexe von \*/γ/, 46f., 82ff.  
\*/-i-ᾶ/ (anatol. Formans), 31<sup>36</sup>  
idg. Dichtersprache, 90f.  
idg. Vers, 70f.  
\*/-i-sā/ (anatol. Formans), 30<sup>33</sup>  
Isosyllabismus, 71  
Junktur „hohes Ilios“, 51  
Kilikien, kilikische Ebene, 36, 40ff.  
Kola (archaische, bei Homer), 90f.<sup>(156)</sup>  
metrisches Suppletivsystem, 93  
myk. mi-ra-ti-ja, 27  
Namensübernahme (Methode), 24ff.  
Partikel (als diskursive Steuerungselemente), 98f.  
phraseologische Interferenzen (anatol.-griech.), 53<sup>85</sup>  
positionsbildendes/hiattilgendes \*/b/ (bei Homer), 84f.  
postmyk. Periode LH IIIC, 52, 100  
\*/-(s)sā/ (anatol. Formans), 29f.<sup>32</sup>  
Schiffskatalog (hom.), 56, 100<sup>166</sup>  
Standard-Hexameter, 65  
στίχος ἀκέφαλος/λαγαρός, 76f.

Theben (neue Linear B-Tafeln),  
56  
Tmesis, 86ff.  
\*/-γā/ (anatol. Formans), 31<sup>36</sup>

Veredelung von Textilien (im  
Myk.), 58f.<sup>94</sup>  
Verknüpfung (toponomastische),  
15<sup>10</sup>  
Vorhexameter (Struktur), 73f.

## Stellenindex

- myk. PY An 607.6f., 99  
myk. PY Eb 294.1, 99  
myk. TH Fq 126.1, 89  
Arist., *Nub.* 792, 88  
Hdt. II.39, 88  
Hdt. VII.91, 41  
Hom., *Il.* A 33, 98  
Hom., *Il.* A 67, 68  
Hom., *Il.* A 68, 97<sup>161</sup>  
Hom., *Il.* A 551, 84  
Hom., *Il.* B 117f., 88  
Hom., *Il.* B 169, 67  
Hom., *Il.* Γ 34, 68  
Hom., *Il.* Γ 294, 87  
Hom., *Il.* Δ 146, 76<sup>124</sup>  
Hom., *Il.* Δ 274, 82  
Hom., *Il.* Δ 331, 77  
Hom., *Il.* Δ 517, 76<sup>123</sup>
- Hom., *Il.* E 392, 83  
Hom., *Il.* Θ 90, 87  
Hom., *Il.* I 216, 82  
Hom., *Il.* I 411, 81  
Hom., *Il.* K 75, 87  
Hom., *Il.* K 149, 89  
Hom., *Il.* N 754, 81  
Hom., *Il.* O 150, 83f.  
Hom., *Il.* Π 193, 83  
Hom., *Il.* Π 857, 46, 66, 77  
Hom., *Il.* Φ 352, 76  
Hom., *Il.* Ψ 280, 87  
Hom., *Il.* Ψ 493, 76<sup>124</sup>  
Hom., *Od.* φ 416, 87  
heth./kluw. KBo IV.11, 45f., 49<sup>79</sup>  
kluw. KUB XXXV.102(+)103  
Rs. III 11ff., 49  
hluw. ÇINEKÖY § I, § VII, 40

Karte (die folgende Karte zeigt keine absolute, sondern nur eine relative Lokalisierung der wesentlichen Toponyme)

